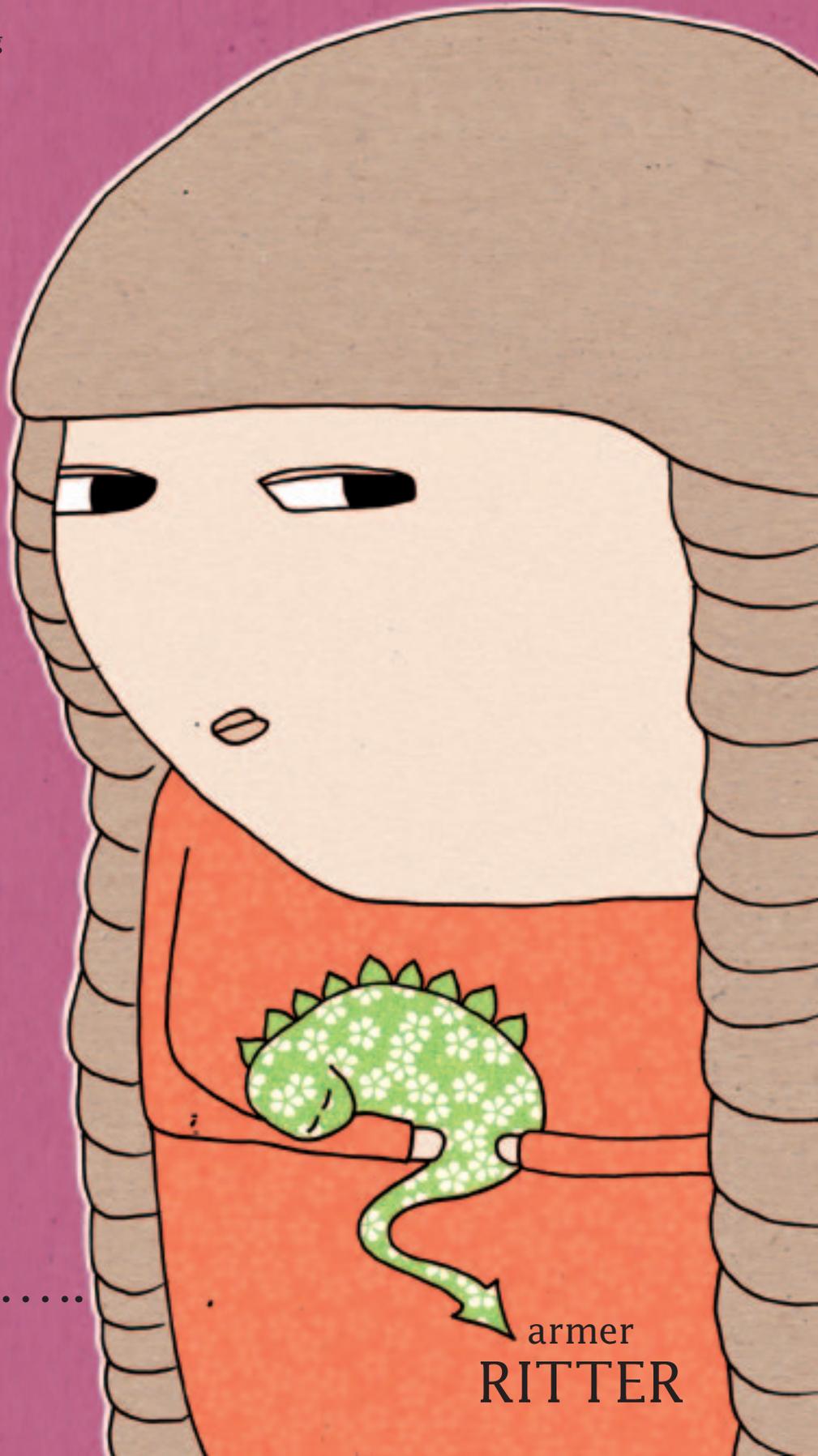


hEft

#26 · Oktober 2011

••••• für literatur, stadt und alltag



.....

armer
RITTER



hEFt in die Hand

Offene Redaktion

- » am 2. November
- » um 19:30 Uhr
- » im Weinstein Le Bar

Offenes Büro

- » immer mittwochs
- » 17 bis 19 Uhr
- » Alte Salinenschule, Salinenstraße 141
(Ecke Magdeburger Allee)

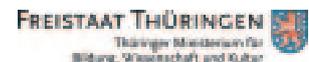


» Impressum

hEFt für literatur, stadt & alltag » Ausgabe 26 (7. Jg.), Oktober 2011 » Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn » Auflage: 2.000 Stück, kostenlos
 » Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt » Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 03 61 – 2 11 59 66, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de » Büroadresse: Alte Salinenschule, Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee) » Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Kto: 165 430 000 » Redaktion: Alexander Platz, Thomas Putz (V.i.S.d.P.), John Weide, Kerstin Wölke » Mitarbeiter/innen dieser Ausgabe: Sven Kühnhold, Ralf Rudolfy, Johannes Smettan, Johanna Schuhmacher » Die Meinungen der Autor/innen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider.
 » Titelgrafik, Satz & Layout: Steffi Winkler, www.winklerin.de » Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de

Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern » Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert » Texte sind willkommen (max. 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die Seiten 5, 11 und 26 dieser Ausgabe enthalten satirische Inhalte. Die nächste Ausgabe erscheint am 2. Januar; Redaktions- und Anzeigenschluß: 24. November.

hEFt wird gefördert durch die Stadt Erfurt und das Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur. Herzlichen Dank auch an die Spender/innen.



Liebe Leserin, lieber Leser,

Umzüge erledigt man am besten in der Sommerpause. Da ist es normalerweise warm und die Zeit läuft langsamer. Also hat es auch die hEft-Redaktion bis zum Juli hinauszögern können, um mit Sofas, Rechnern und Bergen von Molton ins neue Büro umzuziehen. Das grenzt genau an das alte. Leider ist eine massive Wand dazwischen. Ein Durchbruch kam nicht in Frage. Also trugen wir das ganze Zeug einmal durch den Hof der Salinenschule in den östlichen Gebäudeteil. Der beherbergt nun eine illustre Gesellschaft an künstlerisch und weltanschaulich aktiven Menschen: Soundtüftler, Aktzeichner, Buddhisten, Modelleisenbahner und noch einige mehr. In den westlichen Teil wird demnächst die Freie Schule Regenbogen einziehen, bei der wir uns an dieser Stelle schon mal für die kooperative Zusammenarbeit bedanken möchten.

Denn dazu gehört auch, daß wir das Textil-Festival der jungen Literatur in Thüringen vom 13. bis 15. Oktober in eben jener Salinenschule gemeinsam mit Radio F.R.E.I. veranstalten können. Zu erleben ist u. a. Live-Poetry, der Team-Thüringen-Slam und eine textile Literaturshow. Mehr zum Programm gibt es auf Seite 17.

Unsere Reise in die Thüringer Provinz führte uns diesmal nach Saalfeld. Auch eine Stadt, von der wir bisher viel zu wenig wußten. Saalfeld ist Teil des Städtedreiecks Saalfeld, Rudolstadt, Bad Blankenburg. Mit dem Städteverbund sind viele Hoffnungen in der Region verbunden. Darüber und was es in Saalfeld jenseits der Feengrotten noch zu entdecken gibt, sprachen wir mit drei Aktiven aus der (sozio)kulturellen Szene. Nachzulesen ist das Interview ab Seite 20.

Geschichten, Gedichte und Grafiken rund um das Thema »Armer Ritter« gibt's – wie immer – im Literaturteil ab Seite 36 dieser Ausgabe.

Ach ja: Die Zeiten fürs Offene hEft-Büro haben sich trotz Umzug nicht geändert: mittwochs zwischen 17 und 19 Uhr sind alle, die beim hEft mitmachen oder Texte schreiben wollen, herzlich willkommen!

Fröhliche Wochen wünscht

Die Redaktion

Anzeige

Erfolg ist eine Frage von Qualität

Qualität beginnt in den Köpfen. Im Zusammenspiel mit einer professionellen Ausstattung und qualifizierten Mitarbeitern erhält die Gutenberg Druckerei GmbH Weimar diesen Anspruch. Für hochwertige künstlerische Druckerzeugnisse wie Postkarten, Veranstaltungskataloge und anspruchsvolle Bücher sind wir Ihr erfolgreicher Partner. Erfolg ist eben eine Frage von Qualität.



Gutenberg Druckerei GmbH Weimar | Marienstraße 14 | 99423 Weimar
Telefon o 3643/4168-0 | Telefax o 3643/4168-22 | info@gutenberg-weimar.de

www.gutenberg-weimar.de

Gutenberg
Druckerei GmbH Weimar

stadt & alltag

- 04 zwischen den heften.
- 05 schöne aussicht.
- 06 mehr als nur böse.
- 08 kulturheizwerk.
- 10 optikum quadral.
- 10 willi-münzenberg-freundeskreis.
- 11 fünf fragen an: ritter sport.
- 12 ein brett vorm kopf.
- 14 ganz normal anders.
- 16 fragmente aus der abseitsfalle.
- 17 redaktion empfiehlt.
- 18 talknoten: möbelschoppen.
- 20 aus der provinz: saalfeld.
- 24 heft unterwegs: mähdrescher-solo.
- 26 ventil e.v.
- 27 kulturexpresß und schwarzwurzeln.
- 28 ene mene muh ...
- 30 warum schon wieder tauschen?

- 32 fotostrecke.

literatur armer ritter

- 36 swingkids I a' ad.
- 39 formel 8.
- 41 mondlicht.
- 45 armer ritter.
- 46 ultimo.
- 49 armer ritter.
- 50 freivogel.

- 51 autor/innenverzeichnis.

zwischen den hEFten:

24.06., hEFt-reliet »falscher Hase«, CKB Erfurt

»Ich war siebzehn und sie drueiunddrueißig«, schallt es vom Domplatz her. Open-Air mit Peter Maffay. Überall Autokennzeichen mit SÖM und J am Anfang. Schnell weg. Ein paar Straßen weiter, inmitten des katholischen Viertels von Erfurt, startet in der wunderbaren Kulturbar CKB die Reliestparty zum neuen hEFt – heute mit Live-Übertragung der Leseparts aus ausgewählten umliegenden Ortschaften. Es ist proppevoll. »Erfurt ruft Linderbach-Azmanssdorf!« Thomas Rost, der wiederum souveräne Moderator des Abends startet gemeinsam mit dem Publikum auf die Leinwand. Und tatsächlich: das Bild baut sich auf, die Leitung steht. Im Hintergrund wackelt zum Beweis das Ortseingangsschild umher. Steve Kußin liest seinen hEFt-Text und läßt sich auch nicht durch den aufkommenden Wind aus der Ruhe bringen. Danach geht's noch nach Rockhausen, Zimmersupra, Salomonsborn, Riechheim und Isserstedt. Kleinere bildtechnische Probleme werden vom Publikum geduldig ertragen. Das frischgedruckte hEFt findet anschließend reißenden Absatz. Die Party kann beginnen. Maffay ist inzwischen schon lange fertig – und sein Publikum auf dem Rückweg nach Isserstedt und Zimmernsupra.



03.08., Offene Redaktion, Le Bar, Erfurt

»Einer für alle, alle für einen?« Die meisten der Offenen-Redaktion-Stammgäste »urlauben« wahrscheinlich während unseres Treffens in der Weinstein Le Bar. Aber das machte uns nichts aus. Nachdem wir die Bar tausendmal umgeräumt, alle sich einander vorgestellt, wir spekuliert hatten, wer wohl noch kommen möge, und alle gesättigt waren, konnten wir dann endlich loslegen. Aus dem Stimmengewirr, Ideenreichtum und philosophischen Philosophien bezüglich der Bildauswahlen und Wortfehlgriffe im letzten hEFt konnte unser kleiner Kreis viele interessante Beiträge für die neue Ausgabe herausfiltern. Trotzdem haben wir es lieber, wenn wir alle Stühle der Bar besetzen können!



04.08., »illustrare«, Uni Erfurt

»illustrare« – so lautet der Name einer Publikation, die im Rahmen der Projektwoche »Illustration« des Fachbereichs Kunst an der Universität Erfurt entstanden ist. Unter der Leitung der Berliner Illustratorin Dorothee Mahnkopf, versuchten sich 21 Studierende des Bachelor-Studiengangs Kunst an einer Verbindung von Text und Bild. Die Studierenden arbeiteten dabei mit Texten junger Thüringer Autorinnen und Autoren, die zuvor im hEFt veröffentlicht wurden. Die Publikation kann auf der Webseite der Universität Erfurt oder über die hEFt-Webseite gefunden beziehungsweise in Augenschein genommen werden.



20.09., Live vom Wortstoffhof, Radio F.R.E.I.-fläche

»Worte sind Hülsenfrüchte« und die Früchte des Textilfestivals wurden zum ersten Mal reif und vielschichtig verlesen. Vier Kurzgeschichten aus dem Short-Story-Workshop: Eine geheimnisvolle Träne führte zum Sinn des Lebens, Vorurteile über eine Bombe an einem ganz normalen Tag wurden widerlegt, eine Scheibe Toast wechselte ihre Farbe in den Augen einer Liebenden und eine fette, eklige, laute alte Frau sollte sterben. Das erste Mal live auf der F.R.E.I.-fläche zu lesen, sorgte bei einigen AutorInnen im Vorfeld für eine leichte Nervosität, entpuppte sich dann aber zu einer wundervollen Erfahrung. Tolle Moderatoren und ein gespanntes Publikum im Saal ließen selbst Scott-Horst, den einzigen Affen unter ihnen, richtig aufblühen. Wer die Sendung verpasst hat, dem bleibt nur noch, zum Textil-Festivalfinale vom 13. bis zum 15. Oktober in die alte Salinenschule kommen!



Länderfinanzausgleich: Geld in Erfurter Töpfe

16. Mai 2012: Die Angst vor den Ergebnissen der Volkszählung Zensus 2011 hielt die Stadt im vergangenen Jahr in Atem: Es stand zu befürchten, daß die Befragung amtlich mache, was viele Erfurter schon lange wußten: Daß es sich bei einem Großteil ihrer Mitbürger um Karteileichen handle. Wenn das offiziell geworden wäre, dann wäre noch weniger Geld aus dem Länderfinanzausgleich in das Stadtsäckel geflossen. Das Gespenst des Sparenmüssens ging um. Der Stadtrat rief besorgt die Initiative »Drei mal Eins macht Neun« ins Leben, deren Ideen gerade noch rechtzeitig vor Beginn der Volkszählung umgesetzt wurden: Es wurden zum einen Schauspie-

ler engagiert, die diejenigen Bürger, die als Leichen verzeichnet waren, im städtischen Alltag spielen. Zum anderen wurde das Einbürgerungsverfahren unbürokratischer. Um als Einwohner der Stadt zu gelten, genügt es seither, wenn man innerhalb des Stadtgebietes gezählt wird. Daß Menschen ohne festen Wohnsitz mit in die Zählung einbezogen werden, wird vermieden, indem die Stadt den Gezählten kleine Häuschen in der Innenstadt schenkt. Da viele der neuen Erfurter sich auf der Durchreise befinden, kommt es nicht zur Überfüllung der Wohnräume, selbst wenn sich mehrere ein Haus teilen. Am Hauptbahnhof stehen die sechs prächtigsten Modelle, rund um den Anger und den Hirschgarten erfreuen sich kleinere Häuser wachsen der Beliebtheit, nicht zuletzt we-

gen ihrer bepflanzten Dächer. Die Anwohner, die sich auf den Bänken vor ihren Eigenheimen tummeln, äußern sich zufrieden: Ja, es biete sich finanziell an, einen festen Wohnsitz in Erfurt zu haben. Für das, was man im Koffer bei sich habe, sei der Wohnraum groß genug. Und das blumentopfartige Äußere der Häuser gereiche einer Blumenstadt zur Ehre. Bis Dezember letzten Jahres ist die Einwohnerzahl auf fünf Millionen angestiegen, die Zählung ist bis heute allerdings nicht abgeschlossen. Das Land Thüringen hat die Summe der Zahlungen an die Stadt nicht, wie im Vorjahr angekündigt, um 21 Millionen gekürzt, sondern um das 22-fache erhöht. Erfurt ist damit so reich, daß Oberbürgermeister Bau-sewein nur noch eines plant: »Mehr Grün in die Kulissen!« (kw)

(Kein) Reißerischer Aufmacher

6. Dezember 2012: Der kleine Franz Öse ist deutscher Juniorenmeister im Schuhean- und ausziehen 2012. Während andere Teilnehmer komplexe Schleifen zeigten, mit Flickflacks in Flipflops sprangen oder mittels schöpferischer Choreographien mit dem Schuhlöffel Geschmack bewiesen, überzeugte der junge Erfurter die Jury (zum Umfallen stark besetzt mit Herrn Dr. Sack, Frau Prof. Dr. Reis und Vorjahressieger Herrn China) durch seine bestechende Technik in der Handhabung des Klettverschlusses. Nach seinem Erfolgsgeheimnis befragt, sagte er selbstbewußt und knapp: »Ich habe keines.« Sonst sei er nicht so kurz angebunden, sondern eher anhänglich versicherten Mama Mia und Papa Guy stolz. Sohn

Franz sei schon immer ein gerissenes Kerlchen mit Sinn für Zusammenhänge gewesen. Als Baby habe er seine Windeln problemlos selbst gewechselt. Auch von dem Klettsballspiel, das die Eltern zum Urlaub an die Ostsee mitnahmen, war der kleine Franz mehr als nur angetan: »Wir hätten ja nie gedacht, daß man bei diesem Spiel auch verlieren kann. Naja, und als er dann seine ersten Schnürschuhe partout nicht anrühren wollte, wußten wir sofort, was zu tun war.« Sie erkannten sein Talent und förderten es fortan.

Der Sieg in der Juniorenklasse bei den ersten deutschen Meisterschaften im Schuhean- und ausziehen sei aber nur ein erster Schritt gewesen auf dem Weg zur ganz großen Karriere, verriet der kleine Franz unseren Kollegen von der Ratschpres-

se. Unter dem Pseudonym »Klettman-John« wolle er demnächst seine erste Single »Ratzfatz« releasen, da hake es zurzeit nur noch am Plattenvertrag, sonst wäre das Lied allerdings der pure Abriß. Kritiker, die den Song bereits vorab hören durften, sprachen indes von einem eher laschen Song, der jedoch aufgrund des monotonen Sounds auch bald ziemlich auf den Senkel gehen könne. Der kleine Franz läßt sich von solchen Mißklängen nicht entmutigen. Im Moment schreibe er jedenfalls schon an einer Autobiographie mit dem Titel »Da gehören ja auch immer zwei Seiten dazu«, und wenn die Nummer im Showbusiness nicht zieht, gäbe es losgelöst davon auch noch andere Optionen, zum Beispiel Kakteenzüchter, Bergsteiger oder Verlagschef. (jw)

mehr als nur *böse*.

Im Oktober spielen The Melvins im Erfurter Stadtgarten. Für die Macher der jungen Erfurter Booking-Agentur Eine Welt aus Hack erfüllt sich damit ein Jugendtraum

Sich einen Traum zu erfüllen, ist manchmal gar nicht so einfach. Noch schwieriger wird es oft, wenn es sich um einen Jugendtraum handelt. Nicht selten hat sich, kommt man erst einmal in die Lage, sich einen Traum erfüllen zu können, die Sache schon erledigt. Wenn am 14. Oktober allerdings The Melvins den Stadtgarten rocken, dann erfüllt sich sicher nicht nur ein Jugendtraum. Beim Publikum und auch bei den Veranstaltern.

Die Melvins sind nicht irgendeine Band. Es ist schwer zu sagen, wie sich die Melvins musikalisch einordnen lassen. Sie machen seit fast 30 Jahren Musik, haben knapp 50 Alben veröffentlicht und spielen bei jeder Veröffentlichung aufs Neue mit den Erwartungen ihrer Fans und Kritiker. In den 1980er Jahren setzten sie mit ihrer Musik so etwas wie den Grundstein für den Grunge, ein Musikstil, der in den 1990er Jahren – zumindest bis zum Tod von Nirvana-Frontman Kurt Cobain – wie kaum ein anderer gehypt wurde.

Gegründet haben sich die Melvins 1983 in Washington, damals noch mit dem späteren Mudhoney-Bassisten Matt Lukin und Mike Dillard am Schlagzeug. Als Dillard die Band verließ, ersetzte ihn Dale Crover, der bis heute bei den Melvins am Schlagzeug sitzt. Das einzige Gründungsmitglied der Melvins ist als Sänger und Gitarrist Buzz Osbourne.

Die Melvins machen seit jeher sehr gitarrenlastige Musik, die »Otto-Normal-Musik-Verbraucher« wahrscheinlich sofort mit dem Wort Böse assoziiert: Stoner, Rock, Metal, Noise, Math und Doom sind wohl die paar Worte, die die Musik der Melvins am besten beschreiben. Aber trotzdem nicht ganz, denn mit Alben wie »Stag« oder »Electro Retard« haben die Melvins auch die »Hard-Fans« auf die Probe gestellt. Da kommt auf einmal kein böser anklagender Gesang mehr daher und auch keine harten vertrackten Beats, mit noch viel härteren Gitarren und Baß-Riffs, nein, da singt ein lieblicher Buzz Osbourne Pop-Balladen. Und zwar so schön, daß man in Versuchung gerät, sie Kindergartenkindern zum Einschlafen vorzuspielen.

Hauptverantwortlich veranstaltet wird das Konzert von der Booking- und Eventagentur Eine Welt aus Hack. Daran beteiligt sind aber auch Love&Fist, Caligula 666 und Woodstock recordstore. Hinter dem geschmackvoll klingendem Namen Eine Welt aus Hack stehen zwei junge Menschen: Christian »Kirmes« Kühn

und Christin »Grinni« Stangner (Foto). Grinni ist Absolventin des LIPA (Liverpool Institute of Performing Arts). Mit 18 Jahren zog sie von Gotha nach England, fing an zu studieren und arbeitete mit Labels wie Discorporate Records und Southern Records in London zusammen. Heute lebt sie in Berlin. Kirmes dürfte vielen Erfurterinnen und Erfurtern ein Begriff aus dem Umfeld des kollektiven Erfurter Vorortlabels I love Marbach Records sein; ein Kreativpool, aus dem heraus sich immer wieder interessante Projekte entwickeln und entwickelt haben.

Für Kirmes erfüllt sich mit diesem Konzert tatsächlich ein Jugendtraum. Und das, obwohl er – wie er einräumt – die Melvins am Anfang gehaßt hat. Beinahe nichts fand er so schlimm wie »dieses dumme Gebolze«. Andererseits konnte er sich auch nur schwer vorstellen, daß es von einer Band, die angeblich den Grunge begründete, nicht wenigstens ein Lied gäbe, das ihm gefallen könnte. Und so war es dann auch. Vom ersten Lied zur ersten Platte, und die spannte dann den Bogen zur nächsten. Nach und nach eröffnete sich für ihn die Musik der Band und auf einmal war er mittendrin im Melvins-Fieber.

So erging es vielen in seinem Freundeskreis. Und plötzlich waren die Melvins überall. Sie liefen im Proberaum und auf ihren eigenen Konzerten coverten sie Melvins-Songs. Daß da auch die Idee entstand, die Melvins nach Erfurt zu holen, ergab sich fast automatisch. Wenngleich das natürlich völlig illusorisch erschien, »wie ein Land, das man auf der Landkarte



Foto: privat

nicht findet, oder eine Straße, die es nicht gibt«, erinnert sich Kirmes heute. Und das war es zunächst auch.

Irgendwann später entschieden sich Grinni und Kirmes, zusammen Konzerte zu veranstalten. Ihr erstes Konzert organisierten die beiden dann für das italienische Math-Jazz-Core-Trio »ZU«. Diese hatten auch schon mit den Melvins zusammengearbeitet. Die Idee ging also nie ganz verloren, tummelte sich aber irgendwo im Hinterkopf.

Zeit floß durchs Land, Konzerte wurden veranstaltet, bis eines Tages Gee, der Booker der Band ZU, wieder bei Grinni und Kirmes anklopfte und erwähnte, daß er inzwischen auch die Melvins im Programm habe. Eher aus Spaß schrieb Kirmes dann zurück, daß die ja auch mal nach Erfurt kommen könnten. Und Gee antwortete: Wieso nicht? Nach kurzem Herzstillstand ging es dann eigentlich ganz schnell. Ein paar E-Mails,

ein paar Telefonate, und auf einmal gab es ein Datum, einen Ort und ein Konzert, von dem Kirmes schon in seiner Jugend träumte.

Eine Welt aus Hack haben inzwischen monatliche Veranstaltungen in Berlin und Erfurt (unter anderem als Mitveranstalter des Teenitus-Festivals) und eine ganz ansehnliche Liste von Bands, für die sie in ganz Europa Tourneen organisieren. Wichtig für die beiden ist, daß sie sich nicht auf ein Genre festlegen. Gebucht wird das, was die beiden wollen und worauf sie Lust haben. Das kann dann Popmusik, Hip-Hop, Avantgarde-Jazz oder Noise sein. Vorbeischauen lohnt sich also immer wieder. Nicht nur bei den Melvins.

»Infos: www.eineweltaushack.com

Alexander Platz



kulturheizwerk.

Noch heute schwärmen die etwas älteren Erfurter von jenem Mai und Juni 1999, als auf einmal kulturell so vieles möglich schien

Nein, es war kein Sommer der Liebe, der sich im Mai und Juni 1999 plötzlich anbahnte, es war noch besser. Für eine kurze Zeit wurde nämlich deutlich, daß es in Erfurt so etwas wie stilvolle Events geben kann – fernab von Depeche-Mode-Parties, DJ-Betonbeat-PHauker-Diskos und Karaoke mit Mensa-Jürgen. Es war der 29. Mai 1999, als sieben Jahre nach der Stilllegung das Heizwerk im Erfurter Brühl wiedereröffnete – erstmals zweckentfremdet als Kulturzentrum. Der seinerzeit angesagte DJ Richard Dorffmeister legte auf, der Sänger der »Einstürzenden Neubauten« Blixa Bargeld kam vorbei, das Preußische Kammerorchester spielte Filmmusik aus Hitchcocks »Psycho«, zwischendurch gab es eine Modeschau eines heute noch bekannten Erfurter Modeateliers und sonntags liefen Filme wie Lars von Triers »Idioten« und Woodys Allens »Celebrity«.

Die Öffentlichkeitsarbeit der Heizwerk-Macher beschränkte sich auf ein liebevoll gestaltetes Programmheft und Mundpropaganda, auf eine Internetseite wurde verzichtet. Organisiert wurde das Event vom Erfurter Musiker und Musikwissenschaftler Christoph Drescher. Die Idee sei es gewesen, Kunst verschiedener Genres über einen ungewöhnlichen Ort populär zu machen, erinnert sich Drescher heute. Man sei einfach losgepilgert und habe ein passendes Gebäude gesucht. Das Heizwerk war ideal, da es sich eben nicht an der Peripherie der Stadt befand, sondern direkt hinterm Erfurter Dom.

Das Brühl sah in jenen Tagen noch ganz anders aus. Ein 5-Sterne-Hotel gab es genauso wenig wie die Neue Oper. Das Heizwerk ragte wie ein Monolith aus dem öden und verfallenen Umland heraus. Noch heute seien diese vier Wochen im Heizwerk mit vielen Emotionen und persönlichen Erinnerungen verbunden, sagt der im Veranstaltungsmanagement erfahrene Christoph Drescher. Am Morgen nach einer Veranstaltung wurden gemeinsam die Zigarettenstummel eingesammelt und schon kamen die Musiker fürs nächste Event angefahren – Kultur im Akkord.

Unauffällig gestartet, sprach sich von Veranstaltung zu Veranstaltung die Qualität der »Heizwerk-Erlebnisfabrik« herum, am Ende wurde jede Veranstaltung nur noch deswegen besucht, weil man wußte, daß sehr bald alles leider vorbei sein würde. Besuchen Sie das Heizwerk, egal was kommt, war das Motto der Stun-

de. Und die ursprüngliche Idee, verschiedene kulturelle Ereignisse über einen einzigartigen Raum zu verbinden, ging auf. Wem die Modeschau gefiel, der kam auch zum Tim-Isfort-Orchester. Das Heizwerk-Festival setzte Maßstäbe, mit einem Mal war der Ball im Spiel, das jahrelang ungenutzte Gebäude als kulturellen Ort zu nutzen. Und so entstand eine Diskussion, die jahrelang andauerte. Immer wieder gab es Anfragen verschiedener Interessenten, die aus unterschiedlichen Gründen im Sande verlaufen sind.

Auch Organisator Christoph Drescher hat immer wieder versucht, das Heizwerk als Veranstaltungsort zu etablieren. So war laut Drescher die damals sehr vermögende Kinowelt-Gruppe daran interessiert, als Investor einzusteigen und ein Programm-Kino ins Heizwerk zu bringen. Die Kinowelt-Investoren waren bereit, 1 Million DM auszugeben. Letztlich, so Drescher, sei das Projekt an den Preisvorstellungen des Heizwerk-Eigentümers, der Landesentwicklungsgesellschaft Thüringen (LEG), gescheitert. Die LEG-Verantwortlichen wollten die Immobilie nur zusammen mit dem Grundstück für 3 bis 4 Millionen DM verkaufen, eine Einigung kam nicht mehr zustande. Nicht nur der Gesamtpreis war ein Problem für mögliche Interessenten, auch die Frage, wie das Heizwerk saniert werden sollte. Laut Drescher hätten die Verantwortlichen eine Komplett-Sanierung wohl am liebsten gesehen, am besten mit Marmor und Messing, um eine Art zweiten »Kaisersaal« zu haben. Sinnvoller wäre sicherlich auch schon damals eine Schritt-für-Schritt-Sanierung gewesen, erst die Toiletten, dann das Dach, dann die Fenster usw. So passierte neun Jahre gar nichts, ehe der historische Klinkerbau ab Ende September 2008 grundsaniert wurde. Seltsam ist diese lange Pause auch deswegen, weil das Heizwerk in der Tat eines der interessantesten Industriegebäude im Herzen Erfurts ist.

Nach dreijähriger Bauzeit ging es ab 1915 als Kohlekraftwerk in Betrieb, später wurde es zum Heizwerk umgebaut. Zuletzt diente es dem Optima-Büromaschinenwerk und der Mikroelektronik Erfurt als zentrale Fernheizungsversorgung. Besonderes Prunkstück des Heizwerks ist der 750 Quadratmeter große Kesselraum, dessen dreischiffiger Saal eine kathedralenhafte Anmutung hat. Die an der Decke hängenden Kohletrichter sehen nicht nur optisch schick aus, sondern verleihen den Raum eine ganz eigene Akustik.

Es war dann doch wieder Christoph Drescher, der nach elfjähriger nichtöffentlicher Nutzung im Rahmen der Thüringer Bachwochen das Heizwerk im April 2010 erstmals für zwei Veranstaltungen wieder der Öffentlichkeit zugänglich machte, unter anderem gab es einen Mix von Bachs Kirchenmusik mit Elektropop. Dann ging es Schlag auf Schlag. Die Außenfassade wurde erneuert, Graffiti entfernt und ein Wettbewerb für die Innengestaltung ausgeschrieben. Bedingung war die energetische Sanierung des Gebäudes. Den Zuschlag erhielt schließlich der Gemeinschaftsentwurf des Erfurter Architekturbüros hks und der hkl-Ingenieurgesellschaft aus Stotternheim. Der Baubeginn ist für das nächste Jahr vorgesehen und schon 2014 soll die Eröffnung sein. Die Kosten werden auf 7 Millionen Euro geschätzt. Neuer Mieter soll die Thüringer Energie- und Greentech-Agentur ThEGA werden, eine vor einem Jahr gegründete und vom Thüringer Wirtschaftsministerium protegierte regionale Energieagentur. Außerdem sollen in den neuen Büros weitere Mieter einziehen, wer das genau sein wird, ist laut LEG bislang noch nicht bekannt. Nach der Wiederöffnung soll das Heizwerk auch als Veranstaltungsort für Kongresse dienen, Kleinkunst sei laut LEG »momentan nicht Schwerpunkt der Planungen«. Der historische Kesselraum wird vollständig saniert und bleibt laut hks »räumlich und gestalterisch unangetastet«. Diese Entscheidung ist gar nicht hoch genug einzuschätzen. In der ungeklärten Übergangsphase der letzten zehn Jahre gab es auch Überlegungen, Zwischendecken einzuziehen und damit diesen einmaligen Raum aufzugeben. Bei Veranstaltungen würden dort zukünftig 1000 Gäste Platz finden.

Fakt ist, daß es in den nächsten Monaten zum letzten Mal die Möglichkeit geben wird, kulturelle Veranstaltungen in der altbekannten Atmosphäre im charmant-halbfertigen Heizwerk zu erleben. Im Oktober gibt es zum Beispiel die knapp einwöchige Ausstellung »Optikum Quadral« von Erfurter Bild-, Holz-, Audio- und Videokünstlern. Die einzelnen Ausstellungstage werden dann auch jeweils von abendlichen Veranstaltungen abgerundet (siehe auch nächste Seite). Für kurze Zeit gilt daher wieder die alte Devise: Besuchen Sie das Heizwerk, egal was kommt.

Reinhard Hucke



Foto: Thomas Bachner

optikum quadral.

Der Kesselraum im alten Heizwerk ist mit seinen zwölf Metern Deckenhöhe und einem Nachhall von 5,4 Sekunden ein mächtiger Ort. Wie geschaffen für die Erfurter Soundtüftler Thomas Bachner und Daniel Fromm. Vom 3. bis 8. Oktober verwandeln sie den Raum im Rahmen des Ausstellungsprojektes »Optikum Quadral« in eine audio-visuelle Kathedrale mit drei-mal-sieben-Meter-Projektionen und speziell für den Ort erarbeiteten Soundcollagen. Dazu werden im Foyer Ölgemälde von Nikolaus Kriese und Holzarbeiten von Byrnstroem ausgestellt.

Drei Veranstaltungen setzen während der Ausstellungswoche zusätzliche Akzente: Die Erfurter Musiker von AD LIB nehmen das Publikum zur Vernissage am 3. Oktober mit auf eine unberechenbare Reise voller Harmonien, Chaos und Rhythmus. Denn sie sind immer für Überraschungen gut: Sowohl Besetzung als auch Instru-

mentierung wechseln stetig. Man darf gespannt sein. Zwei Tage darauf versetzen Mario Thurm bzw. Michael Schneider mit ihrem Analog-Ambient-Set das Heizwerk in wohlige-warme Schwingungen. Den Höhepunkt aber bildet sicherlich der 7. Oktober: Mit Markus Popp und seinem Musikprojekt Oval kommt einer der international angesehensten Produzenten zeitgenössischer elektronischer Musik ins Heizwerk. Seine Arbeitsweise revolutionierte Mitte der 90er Jahre die Welt der elektronischen Musik. Mit dem Bemalen von CDs und seiner eigens entwickelten Soundprocessing-Software gehörte er damals zu den Pionieren des Glitch, eines Musikstils, der sich an den Fehlern digitalen Equipments bedient und den Verzicht von Synthesizern nicht spüren läßt. Florierende Zusammenarbeiten mit Mouse on Mars, Björk und Tortoise ziehen sich durch seinen unverkennbaren Sound.

» **Optikum Quadral, 3. bis 8. Oktober, Altes Heizwerk Erfurt, weitere Informationen und einen audio-visuellen Eindruck gibt's vorab auf <http://optikumquadral.tumblr.com>**

willi-münzenberg-freundeskreis.

Der 1889 in Erfurt geborene Willi Münzenberg war in den 1920er Jahren der zweitgrößte Medienunternehmer in Deutschland und der größte und wichtigste für linke Bücher, Zeitschriften und Filme. Er organisierte Hilfsgüter für die sich in Not befindende Bevölkerung in der Sowjetunion und unterstützte den Kampf gegen die Franco-Faschisten in Spanien. Er gründete Verlage und Zeitschriften der Aufklärung, u.a. gemeinsam mit Heinrich Zille die Satirezeitschrift »Eulenspiegel«, und zur Vermittlung der Utopien für eine gerechte Gesellschaft. 1940 wurde er, unter ungeklärten Umständen, erhängt in einem Wald bei Saint-Marcellin in Frankreich aufgefunden.

Mit der Gründung eines Willi-Münzenberg-Freundeskreises soll dieser wichtige Sohn Erfurts wieder ins Bewußtsein der Stadt gerückt werden. Eine Gedenktafel

soll entstehen und in der Nähe seines Geburtshauses, Augustinerstraße/Ecke Am Hügel, angebracht werden. Die dort bisher hängende Tafel wurde Anfang dieses Jahres bei der Sanierung vom Eigentümer *I.W.E.S.* beseitigt. Zu den in Erfurt dominierenden bürgerlichen Medien muß ein Gegengewicht durch anspruchsvollen Journalismus entstehen. Dazu muß sich über Vernetzung, Ausbau und Neugründung von Medien der Gegenöffentlichkeit und kompetenter Publizität verständigt werden. Und es soll einmal im Jahr ein Willi-Münzenberg-Medienpreis für aktuellen kritischen Journalismus verliehen werden für Beiträge, die schmerzen, aufklären, verändern – für Beiträge der Empörung. Interessenten für den Willi-Münzenberg-Freundeskreis melden sich bitte bei der hEFT-Redaktion.

Dirk Teschner

fünf fragen an: Ritter Sport (*1912)



Herr Sport, war anstrengend Sie zu finden. Wie kommen Sie an diesen seltsamen Ort? Genauso wie Sie, ich nehme den Lastenaufzug. Ha! Kleiner Scherz, Sie sind bestimmt gelaufen. Ich und die anderen Ritter der Tafelrunde wurden aus Karamellot vertrieben. Jetzt suchen wir nach dem heiligen Löffel der Weisheit, der uns gestohlen wurde. Hier, im Dachgeschoß des Klinikums über dem Darm- und Pankreaszentrum, bereiten wir unsere spaßigen Kreuzzüge vor.

Lustig. Da sind wir beim Thema: Sie arbeiten als Klinikclown mit sehr dicken Menschen. Wie sieht ihre Arbeit aus? Ich bin der Ritter von der lustigen Gestalt, aber kein Narr! Der Job wurde mir angetragen, weil ich und meine Gefährten bei Fettsüchtigen so beliebt sind. Diese Menschen sind meist traurig, weil sie nicht wissen, wie sie sich gegen ihre behandelnden Ärzte wehren können. Der Klinikchef unterstützt uns, er sieht unsere Erfolge. Wir machen die Menschen fröhlich und stören den Klinikalltag. Das freut die Patienten, ärgert Ärzte und Pfleger, was uns wieder freut. Ein perfekter Kreislauf, der alle auf Trab hält. In der Tafelrunde schmieden wir Waffeln, die wir dann an alle Rundentafeln verteilen: Parzipan macht Morgensterne aus Kaffeebohnen, Sir Gallerthead und Ritter Artusnuß erfinden gerade Fernfeuerwaffen aus Schwarzpulver und Weizenpops. Da, unsere Lanzelotte poliert gerade unsere Schmuckstücke, die Hellebarden. Sie sind ganz aus

weißer Schokolade mit Sahnebeschlag. Göttlich! Damit kriegen die Weißkittel einen vor den Latz. Ha! Ein Spaß!

Kämpfen sie da nicht gegen Windmühlen? Nein, nicht gegen. Aber mit Windmühlen können wir gegen die vorgehen, die den ganzen Tag nur heiße Luft machen. Die Obst- und Körnerprediger, die den Löffel der Weisheit für Operationsbesteck halten. Die Aufgeblasenen. Aufschneider! Sie implantieren den dicken Freunden Ballons in die Mägen, damit die schneller satt werden. Ha! Ich kann die Luftballons mit meinen Mühlensteinen zerplatzen lassen! Ich, der mächtige Ritter, der Glücksbringer, der Retter!

Beruhigen Sie sich doch, Herr Sport. Bedeutet denn die Metapher vom Kampf der Windmühlen gegen heiße Luft nicht eigentlich, daß sie mit den Ärzten zusammenarbeiten? Ich sag Ihnen mal was, Sie Metaphernschlaubi: Die Mediziner haben schon längst aufgerüstet. Mit längeren Spritzen und größeren Betten, aus denen keiner mehr rauskommt, wenn er einmal in ihnen liegt. Wir kämpfen an der Seite der Verspotteten und Diskriminierten. Das werden, Gott sei Dank, immer mehr. Wir liefern das Rüstzeug, das deren zarte Seelen schützt: Glück. Ha! Wer nicht für mich ist, ißt gegen mich. Ha! Ich lache zuletzt!

Ha! Selber Schlaubi. Sehen Sie, wie leicht ich ihre Rüstung knicke? Wie viel wiegen Sie eigentlich? 100 Gramm, aber nicht mehr lang. Hahaha!!

ELEGOLSTE

©ULF SALZMANN



ein brett vorm kopf.

Der Schobersmühlenweg ist eine typische Straße des Erfurter Gründerzeitgürtels. Kopfsteinpflaster, Backsteinfassaden, kleinbürgerliche Gemütlichkeit. Doch hinter einer Fassade befindet sich eine kleine grüne Oase mit einem außergewöhnlichen Handwerk. Hier baut Andreas Licht Brillenfassungen, die auf der ganzen Welt getragen werden. Ganz besondere Brillen, denn jede ist ein handgefertigtes Unikat und besteht komplett aus Holz

Andreas, wie bist du auf die Idee gekommen, Brillen aus Holz zu bauen? Das ist die Frage, die mich immer alle fragen. So richtig weiß ich eigentlich nicht, wie ich dazu gekommen bin. Ich hab schon immer viel rumgetüftelt und war dabei auf der Suche nach Ideen für Sachen, die man verkaufen kann. Ich hatte schon längere Zeit Möbel gebaut und mich an Holzfahrrädern versucht. Doch das hat nicht so gut geklappt. Ende des letzten Jahrhunderts wurde mir dann nahegelegt, daß ich eine Brille tragen sollte. Und da ich immer mit Holz gearbeitet habe, dachte ich mir: »Probier' ich doch mal, eine Brille aus Holz zu machen!« Das war ungefähr 1997. Aber erst 2005 hab ich ernsthaft versucht, sie zu verkaufen. Auf den ersten Messen war ich auch noch mit Fahrrad und Brille. Doch beim Fahrrad hatten die Leute zu viel Angst, daß da was brechen könnte. Anfangs lief es auch mit den Brillen noch recht schleppend, aber mit der Zeit immer besser. Naja und so kam das dann ...

Eine Brille komplett aus Holz, das kann ich mir kaum vorstellen. Wenn ich zum Beispiel an die Scharniere denke ... Auch das sagen viele. Tja, das hat sich einfach entwickelt. Es war mein Ehrgeiz, daß wirklich *alles* an den Brillen aus Holz ist. Das ist natürlich sehr filigrane Handwerkstechnik, und da kann man viel experimentieren. Das Scharniersystem war anfangs ganz anders und hat sich inzwischen sehr verändert. Wir sind auch jetzt noch nicht am Ende, sondern immer noch am Verbessern. Das ist einfach eine Herausforderung, weil es eben so ungewöhnlich ist. Es ist jetzt nicht so, daß ich Brillen aus Metall oder Kunststoff blöd finde. Ich will einfach zeigen: »Hier, es geht auch nur aus Holz!« Außerdem ist Holz einfach ein schönes Material.

Wie haben die ersten Optiker reagiert? Die ersten Optiker, mit denen ich zu tun hatte, waren Deutsche, und die waren gar nicht so begeistert. »Ach, Holzbrillen haben wir doch vor 20 Jahren gehabt und damit hatten wir nur Ärger.« Es gab einige wenige, die interessiert waren. In vielen anderen Ländern ist man da aufgeschlossener. Die ersten Brillen, die ich verkauft habe, gingen nach Asien oder Amerika. Heute verkaufe ich die meisten Brillen nach China, Taiwan und

Hongkong. Das ist vor allem in den letzten zwei Jahren so richtig losgegangen. Das ist schon erstaunlich. Die Endkunden sind dann natürlich ganz verschiedene Leute: Brillenverrückte wie Elton John, Leute, denen das Material gefällt, andere, die auf der Suche nach etwas Besonderem sind ...

Zur Zeit sind Brillen schwer gefragt. Selbst Menschen ohne Sehschwäche tragen Brillen als Modeaccessoire. Merkst du die gestiegene Nachfrage?

Ja, wir verkaufen immer mehr, aber ob das daran liegt, kann ich nicht sagen. Mit den ganzen Moden blicke ich sowieso nicht so durch. Meine ersten Brillen sollten noch besonders dünn sein, damit man eben nicht merkt, daß da einer »ein Brett vorm Kopf« hat. Aber diese Mode der dicken Nerdbrillen, die in Amerika schon viel länger getragen werden, kommt mir sehr zugute. Denn Holzbrillen sind natürlich nicht randlos und müssen einfach etwas dicker sein. Handwerklich reizt mich aber der dünne Rahmen mehr.

Deine Brillen sollen so natürlich wie möglich sein, doch woher kommt das schwarze Holz für die Brillen?

Das war erst ein Problem. Ebenholz würde ja theoretisch gehen, aber das steht auf der Roten Liste. Im übrigen wäre es auch viel zu spröde. Meine schwarzen Brillen sind so eine Art Kompromiß. Am Anfang haben wir sie schwarz gebeizt, aber jetzt benutzen wir Räuchereiche. Das ist vergleichbar mit der Mooreiche, die sich im Moor wegen der in ihr enthaltenen Gerbsäure dunkel färbt. Diesen Prozeß kann man nachahmen und dadurch bekommt das Holz seine warme, dunkle Farbe.

Willst du bis ans Ende deiner Tage Brillen herstellen? Es ist nicht so, daß ich ein absoluter Brillenfan bin. Nein, manchmal denke ich, ich würde bestimmt gerne noch mal irgendwas anderes machen. Wenn Brillen beispielsweise keine Herausforderung mehr sind. Aber bis jetzt macht es mir einfach noch immer Spaß, die Möglichkeiten des Materials weiter auszuloten.

Interview: Johannes Smettan



ganz normal anders.

Die Erfurter IGS feiert in diesem Jahr ihr 20-jähriges Bestehen. Wir sprachen mit Bernd Wilhelm, Schulleiter der Integrierten Gesamtschule, über die Bedeutung, das Konzept und die Zukunft der Schule

Die IGS feiert in diesem Jahr ihr 20jähriges Jubiläum. Stellt dieses Ereignis für Sie den Höhepunkt einer Erfolgsgeschichte dar? Der Höhepunkt heißt ja, daß es danach bergab geht. In dem Sinne würde ich dieser Aussage nicht zustimmen. Ich sehe das 20jährige erfolgreiche Funktionieren der Integrierten Gesamtschule schon als Erfolgsgeschichte mit Fortsetzungspotential.

Wie und wann sind Sie an die IGS gekommen? Ich bin praktisch einer der Gründungsväter. Seit 1978 war ich Lehrer an der 37. Polytechnischen Oberschule am Standort Johannesplatz. In der Wendezeit haben engagierte Kollegien, Eltern und zum Teil auch Schüler diskutiert, wie die Zukunft der Schulen aussehen soll. Hierbei wurden unterschiedliche Konzepte entwickelt. In diesen Diskussionsprozeß war ich eingebunden. Als dann die politische Entwicklung in die Richtung ging, daß Thüringen ein zweigliedriges Schulsystem bekommen soll, gab es am Schulstandort eine Initiative von Lehrern und Eltern, die sich für den Johannesplatz eine Gesamtschule wünschten. Darum wurde heftig gerungen. Es ist dann aber zustande gekommen, da in Erfurt eine große Koalition aus CDU und SPD regierte. In der Koalitionsvereinbarung stand, daß sich Erfurt auch für Gesamtschulen einsetzt. Dies wurde dann auch vom Land akzeptiert.

Wenn Sie zurückblicken, welche Aspekte prägten die Entwicklung der Schule besonders? Ein wichtiger Aspekt unserer Schule ist, daß wir immer darüber nachgedacht haben, wie unsere Schule am besten pädagogisch arbeitet, welche prinzipiellen Ziele die Schule hat und wie man diese am besten umsetzen kann. Wir waren dabei in einem intensiven Austausch mit anderen Schulen. Ziemlich früh haben wir erkannt, daß das soziale Lernen einen wichtigen Schwerpunkt einer Gesamtschule darstellt. Wir hatten von Anfang an ein längeres gemeinsames Lernen als Grundgedanken. Der Hintergrund dieses Gedankens ist, daß man in die Pubertät hinein, ja über die Pubertät hinaus, soziale Erfahrung in heterogenen Klassen sammelt, die im weiteren Leben ganz wichtig sind. Ich sehe eine gewisse Gefahr in der sehr starken Individualisierung dieser Gesellschaft, die zu einem sozialen Auseinanderdriften führt; letztendlich auch zu solchen Konflikten, wie wir sie vor kurzem in London hatten.

Was ist das Schulkonzept der IGS? Wir hatten überlegt, wie eine relativ große Schule eine Struktur haben kann, die das soziale Lernen befürwortet, die ein Sich-Aufgenommen-Gefühl befördert. Das Modell, das wir fanden, zum Beispiel an unserer ersten Partnerschule in Kassel-Waldau, war das Team-Kleingruppen-Modell. Darauf geht zurück, daß die Schülerjahrgänge von Lehrerteams betreut werden. Diese werden von ihnen in der Regel in der fünften Klasse übernommen und dann möglichst lange durch die Schulzeit begleitet. In den Klassen herrschte eine besondere soziale Struktur. Das waren die Tischgruppen. Diese sind eine Form des Gruppenlernens und setzten sich jeweils aus vier Schülern zusammen. Diese Gruppenarbeit fördert schon früh die sozialen Kompetenzen sowie die Teamfähigkeit der Kinder und Jugendlichen. Dies ist der Grund dafür, daß mir diese Form des Lernens sehr wichtig ist. Neu ist, daß wir Konzepte gefunden haben, wie im Klassenverband den unterschiedlichen Lernständen der Schüler entsprochen werden kann. Dies, gekoppelt mit einer Rhythmisierung des Lerntages, ermöglicht auch die Integration von Schülern mit verschiedenem Förderbedarf.

Wie unterscheidet sich das Konzept der IGS von denen normaler Schulen? Wir sind eine normale Schule (*lacht*). Ich denke nicht, daß es das Konzept ist. Tischgruppenarbeit und Lehrerteams lassen sich in jeder Schule installieren. Das besondere einer Gesamtschule ist, daß Schüler unterschiedlicher Leistungsfähigkeit sowie unterschiedlicher sozialer Herkunft länger gemeinsam lernen. In solchen Klassenkollektiven ist der soziale Zusammenhalt meist stärker. Die Förderung des Zusammenseins ist, meiner Meinung nach, im gegliederten Schulsystem schwieriger. Wenn Schüler in der vierten Klasse erfahren, daß sie nicht ans Gymnasium können, empfindet dies ein großer Teil als Niederlage für ihr Leben. Dies wieder abzubauen und ihnen das Gefühl zu geben, daß sie genauso bedeutsam wie Schüler eines Gymnasiums sind, gelingt nur schwer. Das Gymnasium ist ein Statussymbol für Eltern und Schüler. Das ist etwas, was mir in diesem System mißfällt. Hierbei halte ich ein längeres gemeinsames Lernen, eine Zeit, in der man mehr kapieren und seinen schulischen Werdegang mitbestimmen kann, für sinnvoller. Diese Wege kann man eigentlich erst nach der Pubertät begreifen.

In Erfurt gibt es viele kulturelle Initiativen für Jugendliche. Dazu zählt beispielsweise der Ladebalken und die Schotte. Kooperiert die IGS mit solchen oder ähnlichen Projekten? In der Schotte waren über die 20 Jahre immer eine Reihe von Schülern als Darsteller vertreten. Ich konnte sehr häufig beobachten, daß sie dabei viel an Persönlichkeitsprofil gewinnen konnten. Ich habe immer unterstützt, wenn Stücke der Schotte mit dem Unterricht kompensiert und einbezogen wurden. Privat bin ich häufig auch dort und sehe die Schotte als eine wichtige und bedeutsame Einrichtung in Erfurt. Die IGS kam im letzten Jahr das erste Mal mit dem Ladebalken und einem Projekt in Kontakt. Mit ein wenig Mühe wurde das Projekt dann gestartet und ist erfolgreich gelaufen. Nun gibt es eine neue Aktion, bei der sollen sich Schüler ein Projekt überlegen und mit Hilfe von Projektkoordinatoren des Ladebalkens besprechen, wie dies umzusetzen geht.

Ich habe den Eindruck, daß viele Angebote für Jugendliche in Erfurt nur sehr gering von Teenagern wahrgenommen werden. Was ist Ihr Eindruck? Darüber klagen die Kultureinrichtungen schon lange. Ich vermute, ein Grund für das geringe Wahrnehmen dieser Initiativen ist die Übersättigung, die viele Jugendliche für sich empfinden. Meiner Meinung nach gibt es zu viele Möglichkeiten, sich passiv mit Dingen zu beschäftigen. Das Internet ist bequem vom Sessel aus zu erreichen. Hierbei wird die Möglichkeit geboten, Zeit ohne viel Kraftaufwand verbringen zu können, was für die meisten Jugendlichen vermutlich sehr verführerisch ist. Natürlich wünsche ich mir, daß sich junge Menschen geistig mehr mit problematischen auseinandersetzen, anstrengungsbereit sind und Disziplin bewahren. Trotzdem denke ich, daß man von Kindern in dieser Hinsicht auch nicht zu viel erwarten sollte. Ich würde es eigenartig finden, wenn sie sich

wünschen würden, möglichst zwei Mal in der Woche ein Museum zu besuchen.

Was meinen Sie, wie man Jugendliche motivieren könnte, sich kulturell mehr in Erfurt zu betätigen? Ich habe nicht die Illusion, daß wir dabei gewaltige Fortschritte hinbekommen. Jugendliche müssen ein eigenes Interesse entwickeln. Das ist aber häufig etwas, was unterstützt sowie angeregt werden kann. Ich denke, das kann durch die Schule oder Eltern gelingen. Wenn Teenager an kulturelle Veranstaltungen herangeführt werden, erleben sie dies als normale Lebenskultur und nutzen das dann auch ohne ständiges Schubsen der Erwachsenen. Ich denke, es muß zur Normalität werden, daß der Besuch kultureller Einrichtungen zur Schulzeit gehört. Dennoch muß das Heranführen der Teenager an Kultur in kleinen Schritten passieren. Die Idee des Kulturpasses als Anregung unterstütze ich. Wir suchen auch häufig nach Strategien, wie sich die Schüler präsentieren können. Dabei erleben sie positive Rückmeldungen durch Beifall und das stärkt sie in ihrem Tun.

Was glauben Sie, hat sich verändert, wenn die IGS ihr 40jähriges Jubiläum feiert? Ich hoffe, daß dann jemand diesen alten Plattenbau abgerissen hat und ein vernünftiges und dem Konzept angepaßtes Gebäude am Johannesplatz steht. Wie die Schule in 20 Jahren aussehen wird, ist für mich schwer zu sagen, da die Entwicklung der Gesellschaft so rasant vorangeht, daß ich nicht wage, so weit vorauszublicken. Ich würde mir wünschen, daß es dann eine mehr solidarische Gesellschaft gibt, in der weniger materielle Dinge zählen, sondern die Menschen mehr Anerkennung gewinnen, die etwas für die Gemeinschaft tun. Auf diese Lebensweisen muß die Schule vorbereiten.

Interview: Maria Luisa Leypold



Foto: Jessy Asmus

besser wird es nicht.

Von Stefan Werner

Die Fußballsaison hat Fahrt aufgenommen. Die Samstage sind die großen Tage. Ist Heimspiel, steh ich auf dem schönsten aller Plätze, unter meinesgleichen – Spinner und Idioten in Rot und Weiß. Und jeder denkt, er hat den vollen Durchblick. Was für eingebildete Fatzken. Einer von ihnen bin ich. Nur, daß ich jederzeit damit und mit dem Fußball aufhören könnte. Denke ich jedenfalls. Meistens ist es im Steigerwaldstadion richtig lustig. Wenn wie immer der irre Schreihals da ist und neben ihm den Wütenden der Kamm schwillt, weil er den Ausgang des Spiels bereits nach fünf Minuten kennt und alles rauschreit. Trotzdem bleibt er bis zum Schluß: »Verdammte Scheiße! Ich hab's gewußt. Diese Idioten! Scheiß Millionäre!« Man kann jedes Mal regelrecht hören, wie sie neben ihm die Messer wetzen. Armer Teufel, der Schreihals. Fußball kann einen auffressen, so viel ist mal sicher. Dabei gibt es keine bessere Lektion als das Verdauen einer Niederlage, um anschließend weiterzumachen. Das Problem ist, daß die meisten Menschen sich so sehr vor dem Versagen fürchten, daß sie dann tatsächlich versagen. Das trifft auf Fans, Spieler, Mütter, Väter, Kinder, Greise, Manager, Bankangestellte und, nicht zu vergessen, Politiker gleichermaßen zu. Wie sonst ließe sich das ganze Desaster erklären, in dem alle Welt steckt.

Im Gegensatz zum RWE verkackt die Merkel zu Hause und holt immerhin auswärts noch ein paar Punkte. Wobei nicht wenige »Muttis« Auswärtserfolge als fragwürdig einstufen. Sie meinen, der Lack ist ab. Vorbei sind Glanz und Gloria der uns so wohlfeil gebotenen modernistischen, christlich-liberalen Mannschaft. Sie haben sich schön abgeduckt oder sind schon gar nicht mehr an Bord. Dabei waren und sind die meisten von ihnen nicht mal besonders gut in ihrem Job, auch wenn sie denken, es wäre nicht so. Macht aber alles nichts, denn sie sind in Sicherheit in ihrem System. Nicht so die Greise. Denen will man über kurz oder lang ans Leder und an die Börse. Zumindest die Mittdreißigergarde von CDU und FDP glauben an das Konzept vom länger arbeiten und am Schluß nix in der Tasche haben. Es betrifft sie nicht. Stell sich das einer mal vor, tausende Rentner ohne einen Cent in der Tasche irren durch die Straßen und betteln vor und in den Sanitätshäusern und decken sich mit der Apotheken-Rundschau zu. Sie haben zu viel Arthrose, zu viel Rheuma, um auf eine Demo zu gehen, auf der die Hälfte nicht mehr hört, was wer vorn am

Mikro erzählt. Und letzten Endes ist es ihnen egal, weil sie wissen, daß sie es nicht mehr lange machen.

Während die Gewinner des ganzen Desasters darauf hoffen, daß sie damit Recht behalten.

Ich will nicht klagen, ich bin noch nicht soweit. Aber die Hoffnung, daß ich ohne Arthrose durchkomme, schwindet. Für die Drittligakicker des RWE sieht es da schon anders aus. Bei denen ist Ende Dreißig Feierabend. Und wenn sie es bis dahin nicht auf die Gewinnerseite geschafft haben, wird es düster. Kaputte Knochen und abtrainieren bei irgendeinem Dorfklub. Wenn Fortuna einen guten Tag hat, bekommt man im Anschluß noch einen 400-Euro-Job als Zeugwart. Die Fußballerfrauen sind weg und man erinnert eher an den armen Ritter von der traurigen Gestalt, wenn man im Suff von den großen Kämpfen gegen den FCC erzählt. Ein Aufstieg hätte die meisten auch nicht retten können, weil ihnen dafür die Klasse fehlt. In der Politik ist das anders, da kommst du durchaus auch ohne weiter.

Die wirklich Guten, wie Jim, Jimmi, Nick, Amy oder Jannis, die mit Format, gaben einfach rechtzeitig den Löffel ab. Jim war damals auch bei mir, in meinem Zimmer unterm Dach im Haus meiner Eltern. Da hörte ich alles von den Doors und war mit Jim auf dem Strip unterwegs. Wir sofften und sinnierten über das Leben und Sterben. Sah ich durch mein Fenster, war ich wieder in Erfurt und ganz in der Nähe des Steigerwaldstadions. Letztlich sind es Musik und Fußball, die einen aufmuntern und daran erinnern, dem täglichen Wahnsinn die Stirn zu bieten. Die meisten Menschen kommen ohne Musik oder Fußball besser aus, als ohne Toiletten. In einigen Gegenden ist das alles eher selten. Ich selbst würde natürlich lieber ohne Toilette auskommen. Aber ich bin ja auch ein Spinner.



lesungen.

- » **06.10.** 20:30 Uhr, Gerberstraße 1, Weimar, hEft unterwegs – Lesung zur aktuellen Ausgabe
- » **13.10.** 20 Uhr, Alte Salinenschule Erfurt, Salinenstr. 141, Textil-Festival: Live.Poetry und Illute
- » **13.10.** 19:30 Uhr, Steigerwaldstadion Erfurt, VIP-Clasik-Raum, »Zonenfußball« mit Gabriele Damtew (RWE) und Frank Willmann (FCC)
- » **14.10.** 21 Uhr, Alte Salinenschule Erfurt, Salinenstr. 141, Textil-Festival: Team Thüringen Slam
- » **15.10.** 21 Uhr, Alte Salinenschule Erfurt, Salinenstr. 141, Textil-Festival: Literaturshow und Brockdorff Klang Labor
- » **23.10.** 20 Uhr, Kunsthof Jena, Ballhausgasse 3, Lautschrift – Lesebühne für junge Leute
- » **26.10.** 20 Uhr, Engelsburg Erfurt, Allerheiligenstr. 20/21, LEA – Lesebühne Erfurter Autoren
- » **25.10.** 20 Uhr, Volkshaus Jena, Carl-Zeiss-Platz 15, Wortwechsel – Lesung zum Austausch mit Katharina Hartwell, Peter Neumann und Markus Sehl
- » **28.10.** 20 Uhr, Franz Mehlhose, Erfurt, Löberstraße 12, Migrationsliteratur – Ich bin kein Genre! – Lesebühne mit Nadya Arzouni, Khesrau Behroz, Vanessa Berger und Martina Klaric.
- » **03.11.** 18 Uhr, Musikgymnasium Schloß Belvedere, X. Mitteldeutsche Lyriknacht in Weimar
- » **03.11.** 20:30 Uhr, Johannes-Lang-Haus, Erfurt, Allerheiligenstr. 9, »Das Kunden-Buch. Blues in Thüringen«, Lesung mit Michael Rauhut
- » **12.11.** 20 Uhr, Franz Mehlhose, Erfurt, Löberstraße 12, Highslammer Poetry Slam
- » **13.11.** 20 Uhr, Kunsthof Jena, Ballhausgasse 3, Lautschrift – Lesebühne für junge Leute
- » **23.11.** 20 Uhr, Engelsburg Erfurt, Allerheiligenstr. 20/21, LEA – Lesebühne Erfurter Autoren
- » **24.11.** 19 Uhr, Engelsburg Erfurt, Allerheiligenstr. 20/21, Preisverleihung Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb
- » **24.11.** 20 Uhr, Predigerkeller Erfurt, Kellerslam
- » **27.11.** 20 Uhr, Stadtwerke Erfurt, Atrium, Magdeburger Allee 34, Lesung 11 FREUNDE mit Jens Kirschneck und Philipp Köster
- » **06.12.** 20 Uhr, Café Nerly Erfurt, Marktstraße 6, Lesung mit Xóchil A. Schütz

textil-festival in erfurt.

Zwischen dem 13. und 15. Oktober heißt es zum zweiten Mal: Textil – Festival der jungen Literatur in Thüringen. An drei Abenden werden Autoren, Musiker und Künstler aus Thüringen und darüber hinaus dem Publikum in der Alten Salinenschule im Erfurter Norden in ganz unterschiedlicher Form Proben ihrer Arbeit servieren.

Los geht's am Donnerstag mit Live.Poetry. Lino und Andi Wirag präsentieren mit Thüringer Autoren-Unterstützung eine Kombination aus Poetry Slam und Theatersport. Dazu wird die umtriebige Theater-Poetin Etta Streicher gemeinsam mit Teilnehmenden aus den Textil-Workshops dort entstandene Minidramen auf die Bühne bringen. Anschließend gibt's Songs zu Gitarre und Glockenspiel mit Illute aus Berlin.

Am Freitag, 14. Oktober, startet die zweite Auflage des Team-Thüringen-Slam. Fünf Slam-Teams mit Thüringer Wurzeln treten in den poetischen Wettstreit um die legendäre Thüringer Textil-Schärpe, u.a. mit dabei

sind Xochil + Johanna Wack, Allen Ernstzyzz, Klötgen und Koslovsky. Moderiert wird der Abend von Felix Römer, danach läßt Le Fix die Plattenteller kreisen.

Mit einer pompösen Text-Literaturshow startet der Samstag-Abend. Die Thüringer Jungautoren Clara Ehrenwerth, Nancy Hüniger, Khesrau Behroz und Moritz Gause treten gemeinsam mit ihren Überraschungspaten aus der Erfurter Halbprominenz gegeneinander an und lesen auch noch Texte. Zwischendurch werden Lapsuslieder von und mit Marco Tschirpke gestreut und »jovial« fungieren als gypsie-jazzige Showband. Anschließend gibt's Electro-Dada-Pop zum Tanzen mit dem Brockdorff Klang Labor aus Leipzig. An allen drei Tagen werden auf dem Festivalgelände Ergebnisse aus den verschiedenen Textil-Workshops, die bereits im Juni stattgefunden haben, präsentiert – dazu Poetry Clips, Textil-Werkstatt, Text-Tankstellen und vieles mehr. Alle Infos gibt's auf der Textil-Webseite.

» **Textil-Festival, 13.-15. Oktober, Alte Salinenschule Erfurt, www.textil-festival.de**





zusammenrücken im städtedreieck.

Auch für diese hEft-Ausgabe waren wir wieder abseits der A4 unterwegs in Thüringen, genauer gesagt in Saalfeld, um mit Aktiven der Soziokultur über das kulturelle Klima und ihre Arbeit zu sprechen. Auskunft gaben uns Cornelia Moersch vom Offenen Kanal Saalfeld e.V., der freie DJ Thomas Stieler und Knut Spangenberg, der heute dort Electro-Parties organisiert, wo früher Nähmaschinen produziert wurden

Saalfeld wirbt für sich ja mit dem Slogan »Stadt der Feengrotten«. Ganz allgemein gefragt: Wie lebt es sich in Saalfeld? Ist die Stadt eine, in der alle Wünsche in Erfüllung gehen – oder ist sie doch eher schon Teil der Unterwelt?

Stieler: (lacht) Das Angebotsspektrum im kulturellen Bereich war vor zehn Jahren noch viel breiter – jetzt ist es ziemlich eingeschränkt. Im Jugendklubhaus war jeden Tag der Saal offen, es gab Filmangebote, Workshops und viele Konzerte und Veranstaltungen. Heute ist Saalfeld also eher Unterwelt.

Moersch: Das kann ich so nicht bestätigen. Man muß unterscheiden, welche Angebote es für die unterschiedlichen Zielgruppen gibt. Vor zehn Jahren mußten die finanziellen Mittel für die Kultur heruntergefahren werden, es wurden Trägerstrukturen neu sortiert und viele Angebote in freie Trägerschaft gegeben. Das bedeutete für diese junge Generation einen kompletten Bruch, und das ist auch schwer aufzufangen. Für mich hat sich Saalfeld in den letzten 20 Jahren sehr wohl entwickelt, aber natürlich abhängig von den demographischen Prozessen. Dementsprechend ist die Stadt den älteren Zielgruppen näher gekommen. Es war der Versuch, die Generationen zu verbinden. Was man nicht aufhalten konnte, war, daß junge Leute weggegangen sind, weil sie hier keine Perspektive sahen. Saalfeld ist also nicht unattraktiv, aber auch nicht für jeden attraktiv.

Was ist für euch das Besondere an Saalfeld? Gibt es etwas, worauf man sich beruft, historisch oder kulturell?

Moersch: Wenn ich durch die Stadt gehe oder auf dem Markt stehe, dann denke ich oft: Wow, was ist in den letzten 20 Jahren hier geschafft worden. Die Häuser in der Altstadt sind fast alle saniert, da haben viele Menschen nicht nur Geld, sondern auch Herzblut investiert, um die Stadt attraktiv zu machen. Auch von der städtischen Verwaltung werden viele Dinge leichter ermöglicht oder kanalisiert, um die Stadt attraktiv zu machen. Was mir als Erfurterin an Saalfeld wirklich gut gefällt, ist, daß es eine kinderfreundliche Stadt ist. Sie ist »nelecom«-Kommune, es werden generationsübergreifende Projekte initiiert, große Stiftungen als Partner

hierher geholt, die diese Prozesse wissenschaftlich begleiten, Leute aus Bildung, Verwaltung und Wirtschaft werden zusammengebracht, um eine Region zu entwickeln. Was den kulturellen Bereich betrifft, ist sicher nicht jede Veranstaltung für jeden geeignet. Wenn Thomas [Stieler, Anm. d. Red.] hier bei uns im Radio auflegt, bin ich oft dabei und von den Sachen begeistert. Ich gehe aber genauso gerne nach Rudolstadt ins Theater oder in den »Meininger Hof«, wenn die Symphoniker hier spielen. Dann gibt's auch noch die Jazztage oder das Dia-Festival. Die Palette ist wirklich sehr breit.

Stieler: Mit dem Schwerpunkt auf den 30- bis 50jährigen.

Saalfeld bildet mit den Städten Rudolstadt und Bad Blankenburg das sogenannte Städtedreieck Saalebogen mit insgesamt etwa 75.000 Einwohnern. Wie gestaltet sich das Verhältnis zwischen den drei Städten, gibt es eher Kooperation oder Futterneid?

Stieler: Ich arbeite immer wieder mit Leuten aus Rudolstadt zusammen. Viele Saalfelder fahren zu Veranstaltungen nach Rudolstadt oder nach Bad Blankenburg und umgekehrt. Das Städtedreieck ist schon lebendig. Die älteren Saalfelder sind sich da noch ein wenig unschlüssig, ob wir nun Freund oder Feind sind. Ein wichtiger Streitpunkt sind da die Autokennzeichen.

Spangenberg: Wir haben in der Vergangenheit immer wieder Veranstaltungen in den Saalgärten, dem soziokulturellen Zentrum in Rudolstadt, gemacht, man nutzt da schon die Möglichkeiten, die die Orte in ihrer Unterschiedlichkeit bieten. Was in Rudolstadt gerade um das Schloß herum auffällt, ist der Leerstand, der ja wiederum Raum für Kultur bietet. In den letzten Jahren wurden da auch verschiedene Projekte angeschoben, wie z.B. die Literatenmeile. Aber ich habe das Gefühl, daß das Interesse der Rudolstädter Bürger etwas fehlt. Die machen so ihr eigenes Ding. Was Kultureinrichtungen betrifft, denke ich, da hat Saalfeld einiges mehr zu bieten.

Moersch: Die drei Städte haben ja unterschiedlichen Charakter. Saalfeld ist von der Struktur her eher eine mittelalterliche Stadt, Rudolstadt mit der erhabenen Heidecksburg hat eher einen Residenzcharakter, und Bad Blankenburg legt sehr viel Wert auf Friedrich Fröbel,

die Natur und die Kurtradition. Wir haben also drei vollkommen unterschiedliche Charaktere in einer Region und die sind über viele Jahre gewachsen. Gerade die ältere Generation tut sich bei politischen Entscheidungen, wie der Gebietsreform, einfach schwer, und dies vertieft diese Gräben eher, als daß man zusammenfindet.

Gibt es hier in der Region eine freie Kulturszene, die sich auch als solche versteht und sichtbar ist?

Stieler: Eine richtige soziokulturelle Szene gibt es kaum, aber viele kleinere Gruppen. Die Hardcorer treffen sich in Saalfeld im Jugendklubhaus, die Drum'n'Bass-Szene in Bad Blankenburg oder den »Saalgärten« in Rudolstadt. Die Dark Waver treffen sich hier im alten Nähmaschinenwerk. In Saalfeld gibt's auch noch die Bar »41«, ein Schmelztigel für verschiedenste Gruppen. Ata, der Inhaber, ist eine absolute Intergrationsfigur, die alle zusammenbringt. Dort finden Konzerte statt, Rock'n'Roll, Salsa, DJs. Und dann natürlich noch das »K*Star«. Ursprünglich gegründet als Café in Bad Blankenburg. Das lief sehr erfolgreich. Dann gab es Probleme mit dem Vermieter und den Umzug nach Saalfeld. Inzwischen ist das Ganze etwas breiter aufgestellt und sehr gut in die Stadt eingebunden.

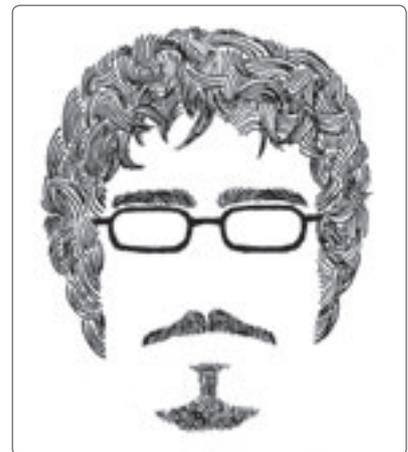
Spangenberg: So etwas funktioniert vor allem in kleineren Städten, weil da die Masse an Leuten nicht da ist, und sich spezifische Szenen nicht so ausdifferenzieren können. Aber das kann eben auch ganz fruchtbar sein.

Knut, ihr veranstaltet ja als »Einklangraum« im alten Nähmaschinenwerk Electro-Parties. Was passiert da?

Spangenberg: Ein Bekannter hat das alte Fabrikgebäude gekauft und baut sich im Obergeschoß seinen Wohnbereich aus. Unten gibt es einen großen Raum, und dort machen wir etwa vierteljährlich eine Veranstaltung mit elektronischer Musik. Wir machen das als loses Kollektiv, als Freundeskreis. Wir sind drei, vier Leute, die organisieren, und eine Reihe von Helfern. 2004 haben wir im Nähmaschinenwerk begonnen und sind nach einer Unterbrechung, während der wir hauptsächlich in den »Saalgärten« Rudolstadt aktiv waren, seit 2007 wieder regelmäßig in Saalfeld. Wir haben immer ein, zwei DJs



Cornelia Moersch ist Leiterin des Offenen Kanals »SRB – Das Bürgerradio im Städtedreieck«, arbeitet seit 20 Jahren in Saalfeld und lebt seit vier Jahren dort.



Knut Spangenberg, aufgewachsen in der Nähe von Rudolstadt, veranstaltet mit dem Projekt »Einklangraum« Parties in Saalfeld und anderswo.



Thomas Stieler ist gebürtiger Saalfelder und freier DJ.

von hier und holen dann in Kooperation mit anderen Veranstaltern in Gera oder Jena über Doppelbookings DJs von außerhalb, so daß es sich für die lohnt, hierher nach Saalfeld zu kommen.

Was ist deine Motivation, das zu tun? Als wir angefangen hatten, war die House- und Technoszene hier noch gar nicht mit regelmäßigen Veranstaltungen vertreten, und wir wollten das ändern. Auch leben und arbeiten wir inzwischen nicht mehr alle in der Gegend, und so sind die Parties immer auch gut für den Zusammenhalt. Gerade die Veranstaltung um Weihnachten herum hat sich inzwischen als allgemeiner Treffpunkt für alle etabliert.



Habt ihr auch Unterstützung bekommen, z.B. von der Stadt? Man muß sagen, daß sie uns bezüglich der Genehmigungen sehr entgegengekommen ist. Wir haben da quasi offene Türen eingerannt. Das hat mich schon verwundert. Als es zu Beginn viele Beschwerden von Anwohnern gab, hat die Stadt diese zu unseren Gunsten abgewiegelt.

Klingt gut. Ist die Stadt generell so offen für neue Projekte und Ideen?

Moersch: Das ist eines der wesentlichen Merkmale der Stadt, daß solche Dinge eher befördert werden. Man muß natürlich unterscheiden, ob es sich um eine kommerzielle Veranstaltung handelt oder um eine weniger kommerzielle.

Spangenberg: Bei uns ist das immer eine Gratwanderung, da wir uns selbst finanzieren müssen. Das ist der Spagat zwischen anspruchsvoller elektronischer Musik und der Anzahl an Leuten, die man braucht, um die Veranstaltung auf Null zu fahren beziehungsweise ein kleines Polster für die nächste Veranstaltung zu erwirtschaften.

Moersch: Andererseits gibt es auch spezielle Projekte, die die Stadt auch unterstützen kann, finanziell, aber auch z.B. durch die Möglichkeit, bestimmte Verwaltungsvorgänge zu beschleunigen. Letztes Jahr gab es das »MySpace«-Projekt, ein übergreifendes Theaterprojekt zwischen einer Schule, dem Theater Rudolstadt und der Stadtverwaltung. Hier wurde von der Stadt ein ehemaliges Kaufhaus, das jahrelang leer stand, für das Projekt teilweise instandgesetzt. Das ist auf Projektbasis schon möglich. Eine Szene dauerhaft zu unterstützen, würde hingegen nicht funktionieren.

Thomas, du bist als DJ unterwegs?

Stieler: Ja, und mein erster öffentlicher Auftritt war sogar bei einer Veranstaltung von Einklangraum. Das hat sich gut ergänzt. Die Jungs von Einklangraum waren nicht zufrieden mit dem Veranstaltungsangebot, und ich war nicht zufrieden mit dem DJ-Angebot in der Region und dachte mir, da starte ich einfach selber mal etwas. Inzwischen mache ich das seit sechs Jahren, bin jedes Wochenende unterwegs und kann sogar einigermaßen davon leben.

Und der Offene Kanal SRB begleitet diese Aktivitäten? Oder ist er ein Teil davon?

Moersch: Sowohl als auch. Zum einen ist es so, daß junge Leute – wie zum Beispiel Knut – zu uns kommen und fragen, wie sie mit dem, was sie machen, ins Radio kommen können. Oder wie Thomas, der im Rahmen einer schon etablierten Sendung, »MAX-FM«, alle zwei Monate hier im Radio auflegt. Das geht dann live über den Sender. Die Leute können währenddessen aber auch hier im Radio vorbeikommen. Und darin sehen wir auch unsere Aufgabe, in diesem Plattformcharakter, den die Bürgerradios ja auch haben sollen. Zu uns können Leute unterschiedlichster Couleur kommen, um sich hier zu

verwirklichen. Insofern fühlen wir uns da irgendwo mit-tendrin, aber auch als Plattform und Unterstützer.

Gibt es darüber hinaus eine feste Redaktionsstruktur? Oder anders gefragt: Wie kommt das Radio zum Programm?

Moersch: Sagen wir mal so, es gibt einen Pool von Themen. Wir schauen natürlich, was für die Region interessant ist. Das wird aufgegriffen, unseren jeweiligen Radiomachern angeboten, und der eine nimmt es an und der andere nimmt es nicht an. Wir versuchen natürlich, uns als Radio auch aktiv am regionalen Geschehen zu beteiligen, und setzen beispielsweise Sendungen außerhalb der Studios um. Technisch ist das ja alles möglich. Man darf sich das aber nicht so wie in einer klassisch geführten Redaktion vorstellen. Alles entsteht in einem Prozeß. Man hat die Leute, man kennt sie, man sieht sie jede Woche, manche kommen auch jeden Tag vorbei. Und dann heißt es: Mensch, da passiert das oder das, können wir nicht was dazu machen. Dann wird kurz abgestimmt, wer kann, wer hat Zeit und wer möchte sich mit diesem Thema beschäftigen.

Wie lange gibt's das Radio schon?

Moersch: Das Radio gibt's seit 2009 und ist eigentlich noch ein ganz junger Sender. Wir waren vorher ein Fernsehsender.

Stieler: Die einzige erfolgreiche Umstrukturierung von Fernsehen auf Radio in der Bundesrepublik.

Wie kam das zustande?

Moersch: Unsere Trägerstruktur ist ein gemeinnütziger Verein. Als der sich Ende der 1990er Jahre gründete, hatten wir bei der Thüringer Landesmedienanstalt ein Konzept für Radio und Fernsehen eingereicht. Geld war aber nur für Fernsehen oder Radio da. Der Verein hat sich damals fürs Fernsehen entschieden. Und das haben wir, denke ich, dann zehn Jahre recht erfolgreich gemacht. In den letzten Jahren befinden wir uns in Thüringen in Bezug auf die Bürgermedien in einer enormen Umstrukturierungsphase. Wir waren der Fernsehsender mit dem kleinsten Verbreitungsgebiet, das war größtenteils auf die Stadt Saalfeld beschränkt. Am Ende

ging es dann wieder ums Geld und es stand die Frage im Raum: Aufhören oder Radio als Alternative? Wir haben natürlich um das Fernsehen gekämpft, da hing ja jede Menge Herzblut dran. Und es ist kein Geheimnis, daß wir uns am Anfang mit dem Gedanken, Radio zu machen, sehr schwer getan haben. Aber ich denke, daß wir hier innerhalb von zwei Jahren einen ganz akzeptablen Sender aufgebaut haben.



Zum Abschluß noch einmal zurück nach Saalfeld. Was wünscht ihr euch für die Zukunft der Stadt? Wie könnte oder sollte Saalfeld in zehn Jahren aussehen?

Stieler: Also für die drei Städte Saalfeld, Rudolstadt und Bad Blankenburg wünsche ich mir, daß sie noch näher zusammenwachsen. Auch die unterschiedlichen Generationen sollten sich näher kommen und zusammenarbeiten, zum Beispiel hier im Radio.

Moersch: Ich wünsche mir, daß wir versuchen, aus den Ressourcen, die wir hier haben, mehr Synergien zu schaffen. Um so auch einen Anreiz zu setzen, daß junge Leute wieder zurückkommen, nach dem Studium, oder gar nicht erst gehen. Und das bedarf in erster Linie eines wirklichen Zusammenrückens der drei Städte.

Spangenberg: Ich kann mich da meinen Vorrednern nur anschließen. Die Ressourcen, die da sind, müßten viel besser genutzt werden, bezogen auf das Städtedreieck. Daß da einige Schatten übersprungen werden müssen, ist auch klar. Aber das würde ich mir wünschen.

Interview: Alexander Platz und Thomas Putz

mähdrescher-solo.

Die Landmaschinensinfonie 211/B7 der Stelzenfestspiele bei Reuth

Wenn ich ehrlich bin, hasse ich es, Konzertrezensionen zu schreiben. Niemand will lesen, was er schon verpaßt hat. Doch gäbe es einen Baumwollbeutel mit der Aufschrift »Stelzenfestspiele bei Reuth«, ich würde damit durch Berlin-Friedrichshain laufen. Tatsächlich, so cool war es dort.

Stelzen ist ein Ort, von dem man nichts erwartet. Ein kleines Dorf in der hintersten Ecke des thüringischen Vogtlandes, 370 Einwohner, eine Kirche und eine Kneipe, in der es zum Rostbrätel noch ein zünftiges Spiegelei dazu gibt. Und doch ist Stelzen Avantgarde. Zumindest für ein Wochenende im Juli, denn dann finden hier die Stelzenfestspiele bei Reuth statt. Reuth ist der Nachbarort, mit dem man sich augenzwinkernd ein bißchen Glanz des großen Festivalbruders im nahen Franken abzwacken will. Doch eigentlich ist das gar nicht mehr nötig. Zu den Stelzenfestspielen, die bereits seit 19 Jahren stattfinden, kommen mittlerweile stolze 1.000 Besucher. Für die Stelzener, die die Versorgung der Gäste selbst organisieren, bedeutet das blecheweise Kuchen zu backen und zentnerweise Bratwürste zu bräteln. Die Gäste tragen ihren Teil dazu bei, indem sie sich geduldig in die Schlangen vor den jeweiligen Verkaufsständen einreihen. Die meisten der Festivalbesucher kennen das wohl noch aus HO-Zeiten. »Lauter alte Leute hier«, sagt eine Anfangsechzigerin zu einer Altersgenossin. Beide stehen sie vor mir in der Bierschlange, beide sind sie Prototypen der Stelzener Festivalbesucher: das Haar sanft ergraut und die Körper in gedecktfarbige Wetterjacken gehüllt. Generation Gold.

Mit dem Einsetzen der Dämmerung begibt man sich von der Bratwurst- oder Bierschlange in aller Gemütlichkeit in die Schlange zur Festivalscheune. Sie ist mit etwa dreihundert Metern Länge die Königs-kobra der Stelzener Anstellreihen. Natürlich nicht ohne Grund. Denn in der Scheune findet am ersten Festivalabend traditionell eine Veranstaltung statt, die selbst kulturverwöhnte Großstädter ins Schwärmen bringt: Die Landmaschinensinfonie. Einer der Köpfe des klassisch-agrarischen Musikevents ist Henry Schneider, Bratschist im Leipziger Gewandhausorchester und selbst Stelzener. Er bittet die einströmenden Menschenmengen, noch etwas näher zusammen zu rücken. Fünf Besucher müssen auf jede der aufgestellten Bierbänke passen, weniger lassen die Stelzener aufgrund der

Zuschauermenge nicht durchgehen. Die, die drinnen keinen Platz mehr finden, sitzen auf Hängern außerhalb der Scheune, deren Rückwand die Einheimischen durch einen spontanen Traktoreinsatz geöffnet haben.

Um 22 Uhr 30, eine halbe Stunde später als angekündigt, geht es los. Sieben Männer in Fräcken, darunter Gewandhaus-Bratschist Henry Schneider, spielen ein klassisches Instrumentalstück. Ein Percussionist klopft dazu rhythmisch auf diverse landwirtschaftliche Geräte, besonders beeindruckt ein längeres Mähdrescher-Solo. Dem Opener folgt ein Fahrradhubenstück, bei dem die Musiker noch angestrengt auf ihre Notenblätter schauen. Man ist noch in der Erwärmungsphase. Doch ab dem dritten Song wird die Stimmung gelöster. Die Landbevölkerung betritt die Bühne. Sie trägt Gummistiefel, Fleece-Pullis und Karohemden und ist seit Jahren fester Bestandteil des Programms. Einige Gesichter kennt man bereits vom Bier- und vom Bratwurststand. Die Dorfbewohner spielen mit roten und grünen Blockflöten den Song »Living for the city« von Stevie Wonder und werden dabei von den Profimusikern auf ihren Instrumenten begleitet. Das Ensemble erntet frenetischen Jubel. Nach den Bockflöten setzt der Kuckucksuhrenchor ein. Kuckucke aus fünf großen Wanduhren formen mit ihren Rufen eine überraschend flüssige Melodie. Ein Kuckuck hustet zwischendurch. Der Saal lacht. Man beginnt zu errahnen, was den Charme der Landmaschinensinfonie ausmacht. Doch eigentlich geht es jetzt erst richtig los.

Mit melancholisch-archaischen Klängen lassen sich fünf beleuchtete Riesenakkordeons von der Scheunendecke herab. Wie übergroße Schlangen bewegen sie sich frei in der Luft, ziehen sich zusammen und strecken sich wieder auseinander. Jede Bewegung ist ein neuer Ton, der von den Musikern auf der Bühne über Keyboards gesteuert wird. Den Riesenakkordeons folgt eine Sopranistin, die die Gebrauchsanweisungen von Heusensen, Garbenbindern, und kombinierten Samendrillmaschinen gesanglich darbietet. Der Vortrag gerät etwas lang, doch sofort wird der Zuschauer mit einem erneuten Auftritt der Dorfbewölkerung entschädigt. Die Stelzener haben Wetterhähne mitgebracht, die sie mit Fönen zum Schwingen bringen. Dazu singen sie in einem sehr vogtländischen Französisch »Je t'aime«. Mit dem schmachttigen Chanson von Jane Birkin und Serge Gainsbourg ist der Höhepunkt des

Konzerts jedoch noch lange nicht erreicht. Denn: Das faszinierendste Moment des Abends ist zweifelsohne das Spiel des zwölfarmigen Milchleuchters. Wie ein riesiger weißer Oktopus schwebt das Instrument in der Mitte des Scheunenhimmels. Im Zentrum leuchtet ein großes weißes Plastikmilchfaß. An den durch Lichtschläuche beleuchteten Armen sind Plastikflaschen und Melkaufsätze befestigt. Hier entstehen die Töne. Der weiche Klang gleicht dem einer überdimensionalen Panflöte. Zwei der Musiker bespielen das singende, klingende Milchkarussell über die Steuerungskeyboards. Sie sehen aus wie zwei Jungen aus den 90ern, die gerade ihre erste Playstation in Betrieb genommen haben. Eine begeisterte Konzentriertheit ist in ihren Gesichtern zu erkennen. Wie das Publikum starren sie auf das riesige befremdlich-schöne Instrument, das ohne weiteres auch die Lounge von Raumschiff Orion hätte dekorieren können. Für einen Moment sind die Bierbänke vergessen und die Scheune und der Bratwurststand draußen. Die »Landmaschine«, wie die

Einheimischen ihre Sinfonie liebevoll nennen, hat ihren Zauber voll entfaltet.

Ich habe eine Weile darüber nachgedacht, wie man den besonderen Charme der Landmaschinensinfonie in einem Satz zusammenfassen könnte und bin auf folgendes gekommen: Man stelle sich vor, Michael Hirte, Helge Schneider und Bedřich Smetana hätten zusammen ein Werk komponiert, das durch seine Verrücktheit und Komik, ebenso sehr wie durch seine technische Eleganz und virtuose Schönheit besticht. Große Worte, ich weiß, aber drunter geht es in diesem Fall wohl nicht. Und doch. Trotz aller Professionalität, die zur Vorbereitung einer solch hoch technisierten Musikveranstaltung notwendig ist, hat sich die Landmaschinensinfonie den Charme des Unperfekten, Improvisierten bewahrt. Gerade deshalb schafft sie es so sehr, den Besucher immer wieder zu überraschen und mitzureißen. Und zwar immer genau dann, wenn er es nicht erwartet.

Franziska Wilhelm



Foto: Gert Mothes

Erfurt 21- wir sind dabei!

Nach Stuttgart 21 will jetzt auch Erfurt ein millionenschweres Projekt starten - die Bundesgartenschau. Damit aber nicht wie in Stuttgart bei Baubeginn die Emotionen hochkochen, soll hier die Bevölkerung von Anfang an mit ins Boot geholt werden. Da Ventil e. V. schon immer mit konstruktiven Vorschlägen der Stadt zur Verfügung stand, sind wir auch dieses Mal bei der Planung ein kompetenter basisdemokratischer Partner.

Eine Seilbahn vom Dom über Petersberg zur EGA - dieser Vorschlag stieß auch bei den Stadtbürgern auf großes Interesse. Aber weitere Ideen sind gefragt. Wir zeigen auf, welche Baustellen im Zuge der Buga unbedingt erledigt werden müssen. Heute unser erster Vorschlag:

Wiederaufbau der Stadtmauer mit Wachtürmen inklusive Schließung des Flutgrabens um die Altstadt

Der Besuch unseres lieben Papstes hat es gezeigt: Eine Stadt lässt sich nicht so einfach abriegeln. Riesiger Personalaufwand und kilometerlange Absperranlagen sowie Millionen an Steuergeldern waren nötig, um die Einwohner vor dem Patriarchen aus dem Vatikan nebst Gefolge zu schützen. Um den Ruf Erfurts als heilige Stadt nachhaltig zu zementieren, fordern wir daher den Wiederaufbau der Stadtmauer. Durch einfaches Schließen der Stadttore könnten dann jederzeit religiöse Großveranstaltungen durchgeführt und abgesichert werden. Die 30 m hohen Wachtürme ersparen die kreisenden Hubschrauber. Die einmaligen Kosten für die baulichen Maßnahmen werden sich schon nach wenigen „Messen“ amortisiert haben. Im Rahmen der Bundesgartenschau bekommen die ausgesperrten Bewohner Erfurts als Ausgleich gärtnerisch anspruchsvoll gestaltete Grünflächen am Wassergraben vor der Stadtmauer zugesprochen. Während die einen auf dem Domplatz für ihre Sünden um Vergebung bitten, können die Heiden am Ufer des dann komplett geschlossenen Flutgrabens paddeln, Rad fahren oder ein nettes Picknick mit anschließendem unehelichen und sogar geschützten Geschlechtsverkehr genießen. Und alles ohne, den meterdicken Mauern sei Dank, von dem dumpfen Gemurmel aus der Innenstadt gestört zu werden.



Foto: Schirmherren unter sich. Die katholische Kirche erklärt sich bereit, die Schirmherrschaft für den Mauerbau zu übernehmen.



Mauerabnahme statt Kreuzabnahme. Der oberste Hirte überprüft höchstpersönlich, ob seine Schäfchen hinter der Mauer sicher sind. Mit dem Zetteltest, den er bei den Mauerfachleuten in Jerusalem heimlich beobachtete, können gnadenlos auch kleinste Löcher und Ritzen in der Mauer aufgezeigt werden.



Seilbahn im Probebetrieb. Demnächst soll der Papst über die neue Stadtmauer direkt von oben eingeflogen werden können, ohne dass Straßen gesperrt werden müssen. „Noch kommen die Gondeln bei Wind zu arg ins wanken,“ meint Wanke

Wenn auch Sie außergewöhnliche Vorschläge haben, melden Sie sich bitte gleich bei:

Ventil e.V.

gemeinnütziger Verein zum kontrollierten Aggressionsabbau
Schlachthofstraße 33a, 990815 Erfurt



Maskottchen für die BUGA-Bewerbung. Diese Variante der Erfurter „Puffbohne“ stieß bei den katholischen Würdenträgern auf Ablehnung. Es sei dem weißen Papstgewand zu ähnlich, hieß es aus Kirchenkreisen. Derzeit wird an einer schwarzen Variante mit Noppen und Johannisbeergeschmack gearbeitet, sagte das Erfurter Unternehmen, welches das riesige Puffbohnenengewand produzieren will.

kulturexpreß und schwarzwurzeln.

Der Thüringer »KulturRiese« kommt mit dem Kulturverein Schwarzwurzel in diesem Jahr aus Steinach im Thüringer Wald. Die Preisverleihung fand im Rahmen von »Meine Kultur«, dem Festival der Soziokultur in Thüringen, in Jena statt

Was nun tatsächlich »Soziokultur« sei, darüber streiten sich seit Jahrzehnten Kulturaktivisten, Sozialpädagogen – und manchmal sogar Kulturpolitiker. Während in Westdeutschland vor allem die klassischen Soziokulturellen Zentren, die in den 70er Jahren erkämpft worden sind, den Begriff für ihre Arbeit proklamieren, scheint man im Osten lockerer damit umzugehen. Eine vitale Szene mit Aktiven aus verschiedenen Kunstsparten und Kulturbereichen, aber auch aus der kulturellen Bildung, tummelt sich hier im soziokulturellen Dachverband Thüringens, der Landesarbeitsgemeinschaft Soziokultur. Um diese Vielfalt zu zeigen und die Aktiven zusammenzubringen, wird von ihr einmal im Jahr »Meine Kultur – Festival der Soziokultur« organisiert. Jedes Jahr in einer anderen Stadt und mit einem anderen Veranstaltungsformat. In diesem Jahr war Jena vom 8. bis 10. September Austragungsort des Festivals.

Dabei verwandelten in den drei Tagen über 30 Projekte und Veranstaltungen die Jenaer Innenstadt in ein öffentliches Erlebnis- und Experimentierfeld: Von der kulturpolitischen Diskussionsrunde zu kultureller Zwischennutzung, über die Kurzfilmwanderung und der Tischtennistournee über Jenas öffentliche Platten bis hin zum Kunst- und Spielfest am Saalbahnhof. Öffentlicher Stadtraum wurde bei fast jeder Veranstaltung genutzt, inklusive elektronischer Musikbeschallung.

Den Höhepunkt bildete sicherlich die große Abschlußgala mit der Preisverleihung des KulturRiesen im Kassablanca. Die in Erfurt nicht unbekannteren Showtalente Janine Tritt und Hans-Yoachim Schnulze luden ein zu einer Bahnfahrt mit dem Kulturexpreß durch Thüringen. Nachdem die Blechbläser von Tuba Libre den Fahrgästen ordentlich einheizten, ging die Reise unter anderem über Kahla, Nordhausen, den Rennsteig, Schleiz, Gera und Erfurt – nach Jena. Zu erleben gab es Literatur, Zirkus, Performance, Theater, Tanz – und Steffen Mensching, der von den Schwierigkeiten des Anzugkaufs berichtete.

Anschließend wurde der mit 1.111,11 Euro dotierte »Thüringer KulturRiese – Förderpreis der Soziokultur 2011« an den Kulturverein Schwarzwurzel e. V. aus Steinach für ihre Projektreihe »schwarzwurzel« verliehen. Das Projekt thematisiert Heimat, die Ver- und Entwurzelung ihrer Menschen. In diesem Jahr wurde für

zwei Wochen das »Volkstheater Schwarzwurzel« eröffnet. Gemeinsam mit Einwohnern der Stadt inszenierte der Verein mit künstlerischer Unterstützung aus der gesamten Republik ein Stück über die Stadt. Die Probebühne war der Marktplatz, die Aufführung führte durch ganz Steinach. Daneben gab es Filme, Ausstellungen, Lesungen zum Thema. Die Jury des KulturRiesen war sich in der Vergabe des Preises einig. Das Besondere der Arbeit sei, »aktuelle Diskurse und Formen der Kulturarbeit, die sich zumeist in Großstädten etablieren, in kleine Städte und ländliche Gebiete zu übertragen und mit lokalen Traditionen und Eigenheiten zu verbinden.« Mit der Preisverleihung endete zwar die Zugfahrt im Kulturexpreß. Aber auf Gleis 1 ging es mit Liloba, Peak Phine und Tabooze noch weiter durch die Nacht.

Mit der diesjährigen Ausgabe von »Meine Kultur« hat sich das Festival nun endgültig etabliert. Der Publikumszuspruch war enorm und die gebotenen Veranstaltungen waren in jeder Hinsicht überzeugend. Die Frage, was nun Soziokultur sei, konnte jedoch auch an diesen drei stimmungsvollen Tagen nicht wirklich beantwortet werden. Aber das ist ja auch nicht schlimm.

» www.sozio-kultur-thueringen.de

» www.schwarzwurzel.net



Foto: Holger John/LAG Soziokultur Thüringen e.V.

ene mene muh ...

... und raus bist du. Ein bißchen erinnert die momentane Bürgerradio-Situation in Erfurt und Weimar an einen alten Kinderreim

Von den bislang drei Bürgerradios Radio Lotte, Radio F.R.E.I. und Radio Funkwerk könnten zukünftig nur zwei Radios übrigbleiben. Momentan sieht es so aus, als würde der Offene Kanal Radio Funkwerk aus dieser Trias herausfliegen. Daß der Vorschlag der Thüringer Landesmedienanstalt TLM für ein neues Rahmenmodell im Bürgerrundfunk bislang wenig öffentlichen Widerhall fand, hat verschiedene Gründe. Zum Einen erschienen bislang nur vereinzelt Artikel in den lokalen Zeitungen darüber, zum Zweiten gibt es viele Menschen, die überhaupt nichts von der Existenz von Bürgerradios wissen, und zum Dritten würde sich aus Sicht der Hörer von Bürgerradios wenig ändern. Denn – seien wir ehrlich – wer bislang in Erfurt oder Weimar Bürger-radio hört, unterscheidet nicht immer zwischen Radio F.R.E.I. und Radio Funkwerk oder Radio Lotte und Radio Funkwerk. Viele nehmen kaum wahr, daß sich mehrere Sender eine Frequenz teilen. Wer zuhört, will sich vor allem lokal zu informieren und nicht die Scorpions, Bee Gees oder Mike and the Mechanics hören. Sollten mit der im Herbst geplanten Novelle des Mediengesetzes die Tage von Radio Funkwerk gezählt sein, würden wahrscheinlich die beiden übrig bleibenden Bürgerradios die Funkwerk-Sendezeiten übernehmen – es könnte dann sogar ein 24-Stunden-Vollprogramm entstehen. Offiziell ist dies alles noch nicht. In einer jüngsten Stellungnahme auf hEft-Anfrage bleibt die TLM höchst allgemein und spricht von der »Konzentration der Medienbildungsarbeit«, »Synergiepotentialen hinsichtlich der technischen Übertragung« und der »langfristigen finanziellen Sicherung«.

Unabhängig davon, wie die Causa Bürgerradio nun ausgeht: In der Wahrnehmung des Hörers bliebe also fast alles beim alten. Die von der TLM-Versammlung eingebrachten Vorschläge sind für die meisten daher sicherlich kein Aufreger – abgesehen von den direkt Betroffenen. Die Art, wie das Thema seitens der TLM bislang kommuniziert wird, stimmt da schon nachdenklicher. Es ist die übliche Melange aus Floskeln, Abwarten und Window Dressing. In Wahrheit geht es wohl ums Geld. Die TLM als Betreiber von Radio Funkwerk finanziert sich größtenteils aus einem Anteil der Rundfunkgebühr, die auf Thüringen entfällt. In der TLM-Stellungnahme heißt es wieder höchst allgemein: »... die Rundfunkgebühren sinken deutlich und stellen

uns vor große Aufgaben.« Auf einer Radio-Funkwerk-Nutzerversammlung Anfang des Jahres bestätigten die TLM-Verantwortlichen, daß in den nächsten Jahren aufgrund von Abwanderungen weniger Menschen GEZ-Gebühren zahlen würden und man daher sparen müsse.

Den Stein ins Rollen brachte eine Pressemitteilung nach einer TLM-Versammlung im Dezember 2010 mit folgender Idee: »Danach soll es nur noch einen Sender pro Standort geben. Die Bürgersender der Landesmedienanstalt in Erfurt und Gera sowie die Medienwerkstatt der TLM sollen unter dem Dach eines von der TLM getragenen Thüringer Medienbildungszentrums weiterentwickelt werden.« Das vorgeschlagene Medienbildungszentrum ist wohl so etwas wie die Goldene Ananas für die Verlierer dieser Zusammenlegungen. Es ist jedenfalls sehr unwahrscheinlich, daß dieses Bildungszentrum in den Räumlichkeiten von Radio Funkwerk in Erfurt oder des Offenen Fernsehkanals in Gera angesiedelt sein wird, geschweige denn, daß von dort aus Live-Sendungen möglich sind. Die Frage bleibt, warum in den letzten Monaten nie die tatsächlichen Gründe offen angesprochen wurden. So aber gab es in den letzten Monaten einen seltsamen Schwebezustand, in der eher geräuschlos an einem Referentenentwurf für eine entsprechende Novelle des Mediengesetzes in der Thüringer Staatskanzlei gearbeitet wird. Wie dieser Entwurf konkret aussieht, ist bis dato nur Eingeweihten bekannt. Sollte, könnte, wollte, so muß man für den Fortgang der Geschichte weiter zwischen den Zeilen lesen. Im Juli und August wurden erst einmal die Lizenzen für Radio F.R.E.I. und Radio Lotte von der TLM bis 2015 verlängert.

Es ist auch deswegen bedauerlich, daß die Verantwortlichen die Karten bislang nicht auf den Tisch gelegt haben, weil so keine faire Diskussion mit allem Pro und Contra entstehen kann. Denn es gibt schon ein paar grundsätzliche Fragen, die gestellt werden müßten, zum Beispiel, ob das Modell eines Offenen Kanals – wie Radio Funkwerk nun einmal einer ist – als gescheitert betrachtet wird. Noch Ende der 90er Jahre wurde jeder Sendestart eines Offenen Kanals in Thüringen begeistert gefeiert, von dieser Aufbruchstimmung ist gegenwärtig nicht viel übrig geblieben. Natürlich muß auch selbstkritisch hinterfragt werden, ob genügend Menschen Radio machen oder eben doch lieber auf der anderen Seite sitzen wollen. Auch im 12. Jahr von Radio

Funkwerk kommt es vor, daß Gäste ganz erstaunt sind, daß man tatsächlich einfach mal im Radio moderieren könne. Die Verantwortlichen von Radio Funkwerk haben in den letzten Jahren viel an Projekten realisiert, zahlreiche Workshops durchgeführt und mehrere 1000 Nutzer zur Mitarbeit gewinnen können. Und doch gibt es mitunter Sendezeiten, die nicht belegt sind, in denen dann mitunter mehrere Wiederholungen hintereinander laufen. Die Idee eines Offenen Kanals scheint auch nach mehr als einem Jahrzehnt in Thüringen noch nicht bekannt genug zu sein.

Würde Radio Funkwerk aber tatsächlich abgeschaltet werden, wäre dies ein großer Verlust. Denn der Sender ist das Musterbeispiel eines Offenen Kanals. Den Nutzern stehen zwei Sendestudios zur Verfügung, es

gibt mehrere Produktionsstudios, Aufnahmegeräte, einen Konferenzraum und immer wieder Schulungen für die Nutzer. Dies alles aufzugeben, wäre fatal, denn die Botschaft wäre klar: Offene Kanäle sind eine schöne Idee, am Ende des Tages ist aber alles eine Frage der Finanzierbarkeit. Im besten Fall hieße es für Radio Funkwerk aber getreu nach dem alten Kinderreim: Raus bist du noch lange nicht.

Reinhard Hucke macht seit vielen Jahren Sendungen für Radio Funkwerk und sieht daher auch Vieles durch die Funkwerk-Brille. Er legt jedoch großen Wert darauf, kein Radio-F.R.E.I.- oder Radio-Lotte-Gegner zu sein. Im Gegenteil, er hört Radio F.R.E.I. sehr gern und hat auch einige Freunde dort.



FINALE



warum schon wieder tauschen?

Eine kleine Reise in die Alternativrealität der esoterisch angehauchten Tauschringzene

Lesen Sie diesen Text aufmerksam, es steckt Qualitätszeit in ihm. Schließlich habe ich zehn Lebensjahre an der Uni rumgehungen, ganz zu schweigen von der Zeit in der Küche, wo ich zwar wenig über guten Geschmack, aber viel über schnelles Arbeiten und schlagfertiges Antworten gelernt habe. Sollte ich da nicht eine Gegenleistung fürs Schreiben verlangen? Vielleicht ist die Frage aber schon bald irrelevant, weil am 21.12.2012 die Welt untergeht. Oder weil am 18.10.2011 alles Böse aus der Welt verschwindet. Vielleicht will aber auch nur die geheime Weltregierung, daß wir so denken ... Schwierige Fragen tun sich auf, dabei hatte alles so einfach angefangen.

Am Anfang stand ein kopierter Zettel mit Werbung für einen Tauschring: »Minuto-Zeitgutscheine – ein Zahlungsmittel mit Herz«. Tauschringe sind kleine Zirkel von Menschen, die – wie der Name schon sagt – untereinander Werte tauschen. Nun ist gerade das der Dreh- und Angelpunkt am Kapitalismus. Das Besondere am Tauschen im Tauschring ist, daß als Tauschmittel nicht der Euro zirkuliert, sondern eine selbst gebastelte Währung. Konkret: Im Tauschring drückt man dem Babysitter statt zehn Euro einen Zeitgutschein in die Hand. Dafür kann sie sich entweder ein schickes Blumengesteck oder eine 15minütige Bioenergie-Sitzung ertauschen – je nachdem, was gerade im Angebot ist. Sonderlich lange gut geht das in der Regel nicht. Nach wenigen Monaten haben alle Teilnehmer_innen Blumengestecke und sind bioenergetisch ausgependelt, so daß auch die gutwilligsten Babysitter lieber wieder Geld nehmen. Aber die Kleinteiligkeit ist gewollt: Überschaubar soll es sein, und nicht so groß und unübersichtlich wie die Weltwirtschaft.

Fragt man nach einer Begründung für den Tauschhandel, kommt früher oder später Silvio Gesell ins Spiel. Gesell (1862–1930) war Kaufmann, der nach der Pleite seines Geschäfts als Autor arbeitete. Im Zentrum seiner Broschüren, Texte und Bücher stand die Zinskritik. Daß angelegtes Geld auch damals schon mit der Zeit mehr wurde, Äpfel und Kartoffeln aber verfaulten, gefiel ihm gar nicht. Um diesem Mißverhältnis Abhilfe zu schaffen, entwarf Gesell eine »natürliche Wirtschaftsordnung«, in der Geld mit der Zeit Wert verlieren sollte. Damit wollte er den Umlauf sichern, vulgo die Geldbesitzer_innen in den Laden zwingen. Weil sich Gesell mit Arbeit und Produktion kaum beschäftigte, kam er dem

einfachen Zusammenhang, daß produktiv angelegtes Geld durch die Wertsteigerung der Investition Zinsen abwirft, nicht auf die Spur. Stattdessen blieb er sein Leben lang dabei, den Kapitalismus als »Geldsystem« zu kritisieren und Zinsen als »müheloses Einkommen« zu verteufeln. Das gefiel vor allem der völkischen Bewegung: Der Nationalrevolutionär Ernst Niekisch holte Gesell in die Regierung der Münchner Räterepublik und die Strasser-Brüder vom sozialrevolutionären Flügel der NSDAP trafen sich in den 1920er Jahren mit dem Zinskritiker, um über die angemessene nationalsozialistische Wirtschaftspolitik zu debattieren. Auch wenn Gesell kein glühender Antisemit war, geschah die Zusammenarbeit nicht zufällig: Die NS-Größen und Gesell waren sich einig darin, daß den Juden eine besondere Verantwortung für Geldgeschäfte zuzuweisen sei und daß eben dies – das Geld und der Zins – das Grundübel am Kapitalismus seien.

Soweit der theoretische Hintergrund, mit dem die letzten Tauschringe in Thüringen hausieren gegangen sind. Aber auf dem kopierten Zettel stand nichts von alledem. Der »Minuto-Zeitgutschein« präsentierte sich ganz unkompliziert als regionale Alternative zum – soviel Reminiszenz an Gesell mußte sein – Geldsystem. Überzeugen sollte mich ein Werbevideo, daß ganz überraschend nicht mit Diagrammen über Zinsentwicklung anfang. Dafür kam die argumentative Munition für den Minuto aus dem Arsenal, mit dem sonst Lamafelldecken und Kaffeemaschinen verkauft werden: Hauptargument war die Anekdote. Daß ein Skeptiker davon überzeugt wurde, einen Zeitgutschein statt Euros anzunehmen, nimmt in der Präsentation geschlagene 20 Minuten ein. Dafür könnte man sich schon ein Bier ertauschen, wenn Kneipen mitmachen würden. Die Idee einer Phantasiewährung ist indes nicht am Tresen in alkoholgeschwängelter Stimmung entstanden. Glaubt man der Werbebotschaft, handelt es sich vielmehr um ein komplexes und unterdrücktes Geheimwissen: »Was ganz besonderes«, »ein Thema, das politisch nicht erwünscht ist«. Selbst für den Erfinder der genialen Geldidee gilt: »Ich habe auch Jahre gebraucht, bis ich's verstanden habe.« Denn banal wie es ist, ist es doch wahnsinnig bedeutsam, denn was soll denn werden, wenn der Euro crashen geht? Otto Normalverbraucherin wird dumm dastehen, aber der schlaue Fuchs mit dem Minuto wird auch dann noch

jede Menge Blumengestecke und Energieberatungen kaufen können. Weiter darf natürlich der Verweis auf Autoritäten nicht fehlen. Der schon erwähnte Skeptiker ist natürlich kein dahergelaufener Allerwelts-mensch, sondern eine Nobelexistenz: ein weiser, alter Notar. Und auch den Segen von Silvio Gesell und der Tauschring-Theoretikerin Margit Kennedy hat der Minuto. Überhaupt ist das Fantasiegeld nichts für den Hartz-IV-Pöbel – der, wie es ressentimentgeladen heißt, heute nur noch weiß, wie man Anträge ausfüllt und die Hand aufhält –, sondern »für schöpferische, selbstverantwortliche Menschen«. Entsprechend rät das Video strikt davon ab, mit weniger erleuchteten Gestalten und Kritiker_innen über das Konzept zu diskutieren. Denn ganz wichtig zwischen Tauschring und Aromatherapie ist das positive Denken. In der ganzheitlichen Szene reagiert man allergisch auf Zersetzung und Kritik. Wer herumnörgelt, statt eigenen konstruktiven Visionen nachzugehen, macht sich verdächtig. So reagiert der Minuto-Erfinder Konstantin Kirsch auf eine kritische E-Mail mit der Vermutung, der Kritiker würde womöglich dafür bezahlt, sein Ersatzgeld schlecht zu reden. Mein erster Gedanke dazu war: »Schön wär's« – finanzielle Zuwendungen kann man also gerne ans hEft senden, Stichwort »Minuto«.

Was man am Ende fast immer findet, wenn man sich mit Tauschringen auseinandersetzt, ist eine Verbindung nach Rechts. Beim Minuto läuft der Link über den Blog des Minuto-Erfinders Konstantin Kirsch. Dort findet man mehrere Verweise auf die sogenannte Truthther-Bewegung, die aus rechtskonservativen bis neofaschistischen¹ Verschwörungstheoretiker_innen besteht, die behaupten, das World Trade Center sei – von dem auch immer, auf jeden Fall nicht von Al-Qaida – gezielt gesprengt worden. Weiter wissen die Wahrheitsbewegten, daß Impfen nicht etwa eine vorbeugende Maßnahme gegen Infektionen, sondern die Ursache zahlreicher Krankheiten ist – und natürlich steckt eine Verschwörung der Pharmaindustrie dahinter. Noch eine Wahrheit gefällig? Das Verbot der umweltfreundlichen und stromsparenden Glühbirnen ist laut Kirschs Blog ein Plan von »ein paar geisteskranken ›Spezialisten‹ die mit Hypnose, Tricks und Gewalt

versuchen, die Menschheit hinter's Licht zu führen«. Alles klar, bzw. erleuchtet?

Bei so viel Unfug darf der Verweis auf den Maya-Kalender nicht fehlen: Wie man an der Schnittstelle von Esoterik und Verschwörungsszene weiß, wird der Maya-Kalender im Jahr 2012 enden, was den Weltuntergang nach sich ziehen wird. Kirsch grenzt sich gegen diese Behauptung ab, um eine nicht weniger abenteuerliche Prophezeiung in die Welt zu setzen:

»Diese (die Maya-Kalender) enden nicht, wie von einigen angenommen, Ende 2012, sondern am 28. Oktober 2011. [...] Innerhalb des galaktischen Zyklus beginnt am 8. November 2009 die 360 Tage dauernde ›Nacht‹ nach dem 6. ›Tag‹. Gibt man den Aussagen des Maya-Kalenders Glauben, dann erscheint folgende Interpretation möglich: Das bankrotte internationale Geldsystem hält evtl. noch bis Anfang November 2009. Danach kann das alte (unethische) System sich vermutlich nicht mehr aufrecht halten«²

Warum sollen wir also Phantasiegeld statt Euro tauschen? Weil der Biene-Maja-Kalender das aktuelle Geldsystem zusammenbrechen läßt. Da bleibe ich lieber bei gegenseitiger Hilfe, statt den kapitalistischen Verrechnungsunsinn noch einmal im Kleinen nachzubauen. Dabei kann jede_r mitmachen: Verschenken Sie Dinge, die Sie nicht mehr brauchen. Geben Sie dem Punk vor der Kaufhalle einen Euro, er wird sich freuen. Lesen Sie das kostenlose hEft. Passen Sie ohne Gegenleistung auf die Nachbarskinder auf. Stellen Sie alte Möbel mit einem Schild »Bitte mitnehmen!« auf die Straße. Holen Sie sich Dinge, die Sie gebrauchen können, aus dem Umsonstladen im veto in der Weißfrauengasse. Und kommen Sie bloß nicht auf die Idee, sie müßten im Austausch etwas da lassen.

1) Ein zentrales Buch der »Wahrheitsbewegung« stammt z.B. von dem Holocaustleugner Eric Hufschmidt. Der vor allem in Deutschland bekannte Journalist Matthias Brökers verbreitet antisemitische Verschwörungstheorien zum 11.9.2001 und diskutierte diese u. a. mit dem Neonazi Horst Mahler. Ein umfassender Wegweiser durch die zahllosen haltlosen Theorien zu 9/11 findet sich hier: <http://sites.google.com/site/911guide/home>

2) <http://www.konstantin-kirsch.de/2009/06/mayakalender-endet-nicht-2012.html>, abgerufen am 11.7.2011





In meinen Fotografien geht es um strukturelle gesellschaftliche Zwänge, das Älterwerden und die Verarbeitung der eigenen Kindheit anhand von Erzählungen und Bildern von anderen, die rückwirkend ein Bild meines Erwachsens in meinem Kopf ergeben sollen. Im Prinzip versuche ich dadurch, Schlüsse zu ziehen, wie es Bilder aus meiner Kindheit, welche ich nicht selbst angefertigt habe, schaffen, mich so sehr in die Vergangenheit zurückziehen, aber dennoch



fixiert und abgeschlossen sind. Manche Bilder sind dabei stark dokumentarisch, verschwommen, andere aber sehr fixiert, geplant und starr, nahezu leb- und zeitlos. Die hier publizierte Reihe trägt den Namen »Vom Schweigen« und versucht, den Moment des geplanten Verschwindens zu fixieren. Sie ist Teil der Ausstellung »HOME – Die Vergangenheit ist birnenförmig«, welche ab 21. Oktober im Ladebalken zu sehen ist. (Paul-Ruben Mundthal)



HOME (von David-Filippo Kistner) // Vergangenheit ist gefühltes Nichts, aber gedachtes Alles. Die Auseinandersetzung damit ein Pendeln auf den Bahnstrecken fremder Konstruktion. Ein rostiger Geschmack auf den Fotos der Anderen, Schlaglöcher ins Erstaunen, Pfützen der eigenen Generation und der Durst nach Dreck und Frieden. Gott sieht die Birne, wir nur das Licht durch die Linse der Gegenwart. Jeder für sich und doch im Wechsel, ist das Fremde im eigenen Bewußtsein die Präsenz der Vergangenheit. Der Urknall der eigenen Existenz, selbst erlebt und doch gespiegelt durch die Zeugnisse Anderer. Informationsdichte krümmt den Erinnerungsraum, wird zum Baustein der eigenen Vergangenheit und bleibt doch nur Fensterglas, vor dem Fragmenthaftes aufblitzt.



Diesem Phänomen begegnet Paul-Ruben Mundthall in seiner Ausstellung »HOME – Die Vergangenheit ist birnenförmig« mit dem Versuch, die eigene Vergangenheit fotografisch aufzufassen, um in rekursiver Form der Begrifflichkeit der Heimat Substanz zu verleihen. Die Bilderreihe »is this home« führt exemplarisch vorbei an den Strukturzwängen der eigenen Vergangenheitskonstruktion. Die Bemühung, das Vergangene wie Heimatliche als unumstößlich Gewesenes aufzufassen, kollidiert immer wieder mit der eigenen Beobachtung, das vermeintlich Gewisse stets neu zu interpretieren.

swingkids | a' ad.

Von Kristin Vardi

Im Jahr 1997 schrie mir Jitzchak zu: »Ich kann riechen, wenn der Frühling kommt.« Ich schrie zurück: »Ich kann den Winter riechen!« Mein Vater rief zu Jitzchaks Vater: »Na, das paßt doch schon mal ganz gut!« Unsere Eltern waren nun Nachbarn und Jitzchak mein Freund, ich war zwölf.

In einem System ohne Sinn gibt es keine Unschuld mehr. Entweder ich sage, es gibt nur eine Seite – und das sind alle –, oder ich bekenne, es gibt sehr viele. Zwei Seiten der Welt, das gibt es nicht. In einer Gegend, in der jeder Platz gleich viel Wert ist, trifft man die Entscheidung, wo man stehen bleibt. Zachor! Erinnere dich! Die Natur ist Kunst. Ohne Gott.

Jitzchak sagt: »Ich muß irgendwo hin.« Ich weiß, er wird es nur dieses eine Mal sagen und nie wieder, trotzdem reagiere ich nicht. Seit wir uns kennen, haben wir die Gewohnheit, uns auf belebten Plätzen und Straßen herumzutreiben, um alle vorbeidrängenden Leute anzusehen und denjenigen zu finden, der so aussieht, wie wir uns einander in einem anderen Alter vorstellen. »So siehst du mit siebenunddreißig aus!« Wir finden das immer sehr witzig und werden nie müde, es zu spielen. Wir sind 24 Jahre alt. Jitzchak ist mein bester Freund.

Wenn er anruft, sagt er nie »Hallo«, er fragt immer meinen Namen. Er hat kleine, weiße Zähne, sie stehen sehr diszipliniert nebeneinander. Er spricht lakonisch, stolz, leise. In seiner Wohnung stehen kaum Möbel. Er sagt dazu gern: »Man muß seinen materiellen Schwanz abschneiden, er torpediert jede Flucht.« Wir kaufen Croissants und essen sie am Strand. Wir spüren, wie wir die Touristen stören. Wir gehen weiter. Auf der Strandpromenade spielt eine mittelmäßige Hippie-Band. Wenn diese Promenaden-Bands beginnen, über Hand zu nehmen, bedeutet das, der letzte Anschlag liegt schon eine Weile zurück. Ein Jahr, eineinhalb. Das ist immer das Gleiche. Wir brauchen hier alle unsere Ruhe, aber Stille wollen wir nicht. Laufen macht mich nervös. Es ist mir zu langsam. Jitzchak und ich gehen nicht gern an diesen Strand. Ich sehe mich um. Viele

Menschen sind einfach nur sinnlos, denke ich. Überall bunte Urlauber. Touristinnen aus Deutschland oder England, die sich von gewöhnlichen Trotteln aufgabeln lassen. Wir fragen sie nach Zigaretten. Sie behandeln uns mit bescheuerter Freundlichkeit. Ja. Ja. Wir Armen. Wir mit unserem schrecklichen Schicksal ...

In der Nacht stehe ich auf. Im Traum ist mein Mund mit Stroh ausgestopft gewesen. Ich erwache panisch und durstig, ich stolpere zur Küche. Ich trinke Wasser aus dem Hahn, neben der Spüle mache ich eine fette Schabe aus. Jetzt war also Sommer. Jetzt würden sie wieder über die Straßen hasten, unten den Cafétischen lungern. Ich bewege mich langsam, ich will nicht, daß sie wegrennt. Es ist mir lieber, zu sehen, wo sie sitzt. Dann lege ich mich wieder neben Jitzchak. Es sind Feiertage, Pesach, wir haben viel Zeit. Wir schlafen nachts auf dem Balkon. Es beginnt schon, hell zu werden, aus Jaffa höre ich einen Muezzin rufen. Ich denke nach. Vielleicht werden wir heute wieder baden gehen oder mit dem Auto und unseren Freunden aus Tel Aviv raus fahren, in den Norden, und am Abend am Jordan feiern. Wir fahren nach Norden. Wir glauben an gar nichts, aber unsere Tradition nehmen wir ernst. Wir machen Kerzen an. Wir sprechen das Gebet, singen verlegen. Michal lamentiert. Seit einer Woche ist sie aus Indien zurück. Sie erzählt von einem Traum. Sie hat geträumt, sie sei nach Hause gekommen und es gäbe unser Land nicht mehr. Wir sind alle in Indien gewesen. Oder in Südamerika. Irgendwie haben wir alle das gleiche gesehen und erlebt. Darüber reden wir eigentlich nicht. Michal weint. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich gebe ihr etwas Kuchen und streiche ihr über den Kopf, ich sehe sie nicht an dabei. Sie strengt mich an. Nähe herstellen durch Bekenntnisse.

Wir sind jetzt vierundzwanzig. Wir sind beim Militär gewesen, haben unsere Reisen unternommen. Jetzt müssen wir uns irgendwie entscheiden, für irgendetwas. Wir kiffen viel und treffen uns oft. Wir wollen nicht allein sein, reden wollen wir auch nicht.

Arme Ritter (mundartlich auch Rostige Ritter, Fotzelschnitten, Semmelschnitten, Kartäuserklöße, Weckschnitten, Gebackener Weck, Bavesen, Pofesen, Blinder Fisch) sind eine einfache Speise aus altbackenen Brötchen oder Weißbrotscheiben. // **Zubereitung:** Zur Zubereitung werden die halbierten Brötchen (man kann sie auch entrinden) oder

Wir gehen klettern, wir nehmen den Gaskocher mit und kochen Kaffee am See oder im Wald. Manchmal gelingt es uns, einen lustigen Nachmittag zu erleben. Wir sind vorsichtig miteinander. Ich erzähle von einem Typen, der am Strand seinen Hund verhauen hat. Ayal sagt: »Na und. Der schlägt seinen Hund, du frißt Tiere.« Ayal hat Angst, er probiert viel. Zurzeit ißt er kein Fleisch. Aus Diskussionen hält er sich heraus. Wenn sie ihm zu lang werden, schreit er uns an. Was er erlebt hat, haben wir in den Nachrichten gesehen. Wenn er spricht, tut er das extrem langsam. Er ist anstrengend. Er ist unser Freund.

Mein Vater ist nach Berlin gezogen, als ich 14 war. Mutter warf ihm das vor. Warum ausgerechnet dahin!? Er erwiderte: »Mir gefällt, wie sie wohnen. Sie richten sich aufs bleiben ein.« Ich habe ihn besucht. Berlin. Alle wollen hier nach Berlin. Die Stadt ist schäbig und erhaben. Stolz. Berlin ist unschuldig. Ihr werfen wir nichts vor. Die Freunde meines Vaters waren reizbar, sie waren schlau. Sie machten sich gegenseitig traurig, glaube ich. Ich beobachtete Vater von der Küche aus. Er ging andauernd auf den Balkon und kaute dort unendlich langsam Brot, trockenes Brot, ohne Aufstrich. Er riß sich kleine Stückchen ab, kaute und starrte. Er geht verloren, dachte ich. Ich fragte ihn, ob er Mutter vermisste. Er zeigte sich verwundert. Nein, die ja nun gerade nicht. Das war vor vier Jahren. Seitdem war ich nicht mehr da. Deutsche Winter sind eine Zeitverschwendung. Eine Stadt in der Kälte, das ist doch kein Lebensraum. Es regnet, man wird naß, erniedrigt, jeden Tag.

Vater besucht uns nicht. Wir fahren zurück. Nach Tel Aviv. Wir hören laut Musik. Fahren, ohne zu sehen. Landschaft, Farbe. Farbe allein. Es wird Nacht. Später in meiner Wohnung esse ich Schokolade, lehne meinen Kopf gegen die Fensterscheibe, schaue auf die Straße, auf die Autos, die gleichmäßig vorüberfahren mit ihren Lichtern. Ich schlafe ein. Die Feiertage sind vorüber. Ich erwache. Das Telefon. Vor dem Haus die Geräusche der Straße, ich im abgedunkelten Zimmer

nach der Bewußtlosigkeit des Schlafes, bewegungslos vor Hitze, der fiebrige Kopf im Geräusch. Verlangen nach Stille und Berührung. Alles verändernde Dinge hören, während dieser Körper ungerührt weiterarbeitet. Ich empfinde Durst, Durst und die Wertschätzung, ihn stillen zu können. Ich öffne die Balkontür. Den Wind mit der Haut fühlen. Der Vater von Jitzchak hat zu mir gesprochen. Er sagte: »Ich bin in einer halben Stunde da, warte unten, ich hole dich ab.« Wir fahren nach Massada. Er erzählt mir dort, was passiert ist. Wüste, Sand, heiße Haut, Gleichgültigkeit gegen die Hitze. Blendendes Licht. Auf der Rückfahrt frage ich ihn: »Weißt du nicht, warum?« Er fährt noch schneller.

Danach besuche ich meine Mutter. Geflieste Wohnungen. Im ganzen Land. In Berlin haben sie Dielen. Ich esse. Sie fragt immer nur. Ihre Anspannung schlägt mich. Ich gehe spazieren. Es ist eng gebaut, man hört hier viel mit. Jemand übt Geige, eine alte Männerstimme ruft: »Alisah? Alisah?« Fenster stehen offen, Familien lassen ihr Leben hören. Ständig erschreckte Alarmanlagen der Autos. Baulärm. Jerusalem. Tiefe alte Frauenstimmen. Einsamkeit, Ableben. Es gibt hier kaum Bänke, man muß weiter gehen. Mit Jitzchak war ich abends oft trinken gegangen. Wein, so lange, bis uns unsere Gespräche zu intim wurden, dann bestellten wir Schnaps. Wir wollten uns nicht wehtun, wir versuchten, alles richtig zu machen. Betrunkener fuhr er mich dann nach Hause. Die Stadtautobahn durch Tel Aviv, das Kassettenradio, die »Doors«, die abgewetzten Sitze, die leeren Colaflaschen, der Gestank abgerauchter Zigaretten, das staubige Fenster. Wir fuhren, wir konnten das.

.....

Weißbrotscheiben in einer Mischung aus Milch oder Rahm und Eiern, Zucker und Vanille eingeweicht und anschließend in Butterschmalz gebraten. Je nach Rezept und Region wird das Brot noch mit Pflaumenmus, Powidl oder Konfitüre gefüllt, was aus den Armen Rittern Reiche Ritter macht, oder das eingeweichte Brot wird vor dem Herausbacken in Paniermehl



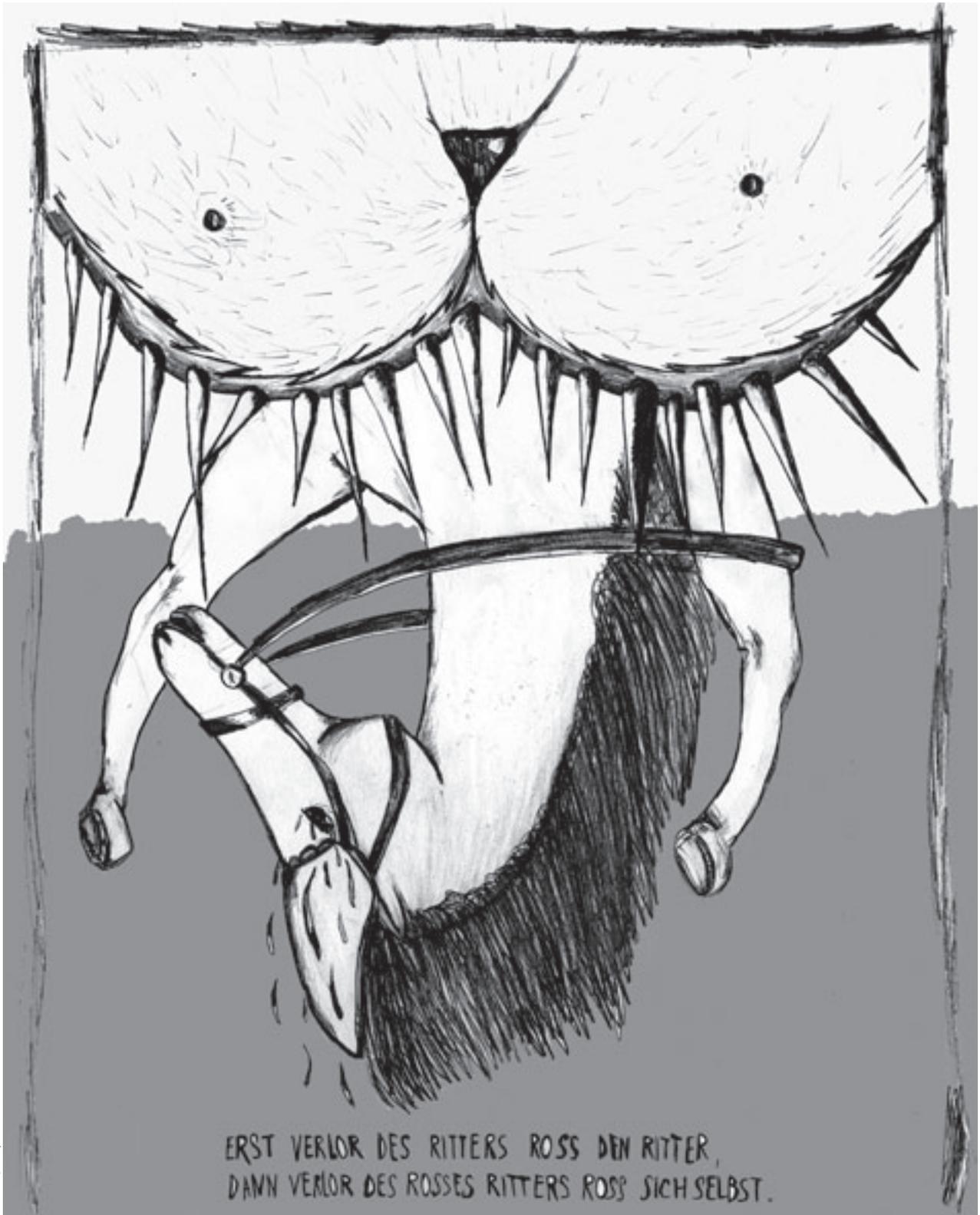
Samuelson

formel 8.

Von Stefan Schütz

die rollatoren kommen, vernarrt
in das allesimgriffhaben, sie rädern
die stadt mit seßhafter unruhe
die rollatoren kommen, schieben
die zweibeiner weg und die mit
den krücken, schieben sie
in die zweiten reihe, rollatoren
discounttütenbestückt mit handtasche
um den griff gewickelt. die rollatoren
kommen, sie fliehen vor dem
kassensterbebett, vor ämtern
und erben

.....
gewälzt. Serviert werden sie mit Puderzucker (Staubzucker) oder einer Zimt-Zucker-Mischung und Vanillesauce.
// **Geschichte:** Arme Ritter waren in einer ähnlichen Form schon zu römischen Zeiten bekannt. In De re coquinaria, einem antiken römischen Kochbuch, findet sich dieses Rezept: »Zerbrich abgeriebene Siligenen (= Winterweizengebäcke),



ERST VERLOR DES RITTERS ROSS DEN RITTER,
DANN VERLOR DES ROSSES RITTERS ROSS SICH SELBST.

mondlicht.

Von Till Bender

Vor dem Haus scharrtten zwei braune Hühner und pickten in dem hart gebackenen Boden nach nichts. Es waren Hühner.

Dem kleinen Mädchen mit dem großen Henkelkorb am Arm, das eben den Bergpfad verlassen hatte und nun über den Vorplatz auf das Haus zuschritt, schenken sie keinerlei Aufmerksamkeit.

Seit sechs Tagen kam die fünfjährige Yvette jeden Morgen vom Dorf herauf und führte gewissenhaft – auf die Silbe – aus, womit ihre Eltern sie beauftragt, was sie ihr eingeschärft hatten: »Du trägst den Korb hinauf zum Haus von Meister César. Du stellst die Flasche Milch, die Suppenkanne und alles andere, was Mutter dir mitgibt, auf den Tisch neben seiner Tür. Dann nimmst du die leere Milchflasche und die leere Suppenkanne vom Vortage von der Schwelle in deinen Korb und bringst sie mit herab. Und sei dabei um des Himmels Willen leise. Es ist eine große Ehre, daß wir es sind, die Meister César in diesen Tagen versorgen dürfen, und er darf auf keinen Fall bei der Arbeit durch irgendwelchen ungeschickten Lärm gestört werden!«

Seit sechs Tagen kam und ging Yvette wie ein Windhauch und war glücklich darüber, ihre Eltern so stolz machen zu können.

Doch heute verlief ihr Besuch anders. Das Mädchen stand schon seit einer Minute mit gesenktem Kopf vor der Haustüre und starrte auf die leere Türschwelle. Kanne und Flasche von gestern standen nebst Brot, Käse, Speck einer Birne und zwei großen Stücken Pain perdu unangetastet auf dem Tisch. Sie überlegte hin und her und kam immer wieder zu demselben unvermeidlichen Schluß, daß es unter diesen Bedingungen schlechterdings unmöglich war, genau das zu tun, was sie tun sollte. Was nun ...?

Yvette schlich um das Haus herum. Vielleicht war Meister César gerade im Garten oder saß auf der Bank hinter dem Haus, dann freute er sich vielleicht sogar, daß jemand kam, mit dem er sich ein bißchen unterhalten konnte. Aber da war niemand. Und alle Fenster-

läden und Türen waren wie immer dicht verschlossen, nirgends ein Spalt, durch den sie ins Haus hätte hineinspähen können.

Allmählich stieg ein schlimmer Verdacht in ihr auf: Was, wenn Meister César etwas zugestoßen war? Vielleicht war er gestürzt, ohnmächtig geworden, vom Schlagfluß getroffen, irgendwie außerstande, um Hilfe zu rufen. Womöglich wäre jetzt noch Zeit, ihn zu versorgen, und wenig später wäre es vielleicht – zu spät.

Yvette legte ihr Ohr an die Tür und schloß die Augen, um besser lauschen zu können. Sie hielt den Atem an. Nichts. So leise sie konnte, tippte sie dreimal mit dem Fingernagel gegen das Holz. Kein Laut von drinnen. »Meister César«, hauchte sie, »sind Sie da?«

Wie von einem Huftritt gegen die Brust getroffen flog Yvette von der Tür und stürzte zu Boden, als im Haus eine Explosion von Flüchen und wüsten Beschimpfungen gegen diese rücksichtslosen, ignoranten Bauertrampel den Frieden um sie herum zerriß, begleitet vom Scheppern, Splittern, Zerbrechen und in Scherben Gehen all der Gegenstände, die drinnen gegen Tür und Wände geschleudert wurden.

Yvette raffte sich, noch kaum wieder bei Sinnen, auf und lief heim, laut weinend vor Schreck und Scham.

Eine halbe Stunde später hatten sich seine Nerven so weit beruhigt, daß Meister César wieder an die Arbeit gehen konnte. Es war ohne Zweifel die bedeutendste seines Lebens. Sie bestand darin, ein für alle Mal vor der Welt zu etablieren, daß er der Beste war. Die Gelegenheit dafür war günstig, es würde so bald keine ähnliche geben, und er würde sie sich von niemandem nehmen lassen, und schon gar nicht von diesem windigen, effekthascherischen bretonischen Pinselakrobaten Benoit!

Vor vier Jahren hatte einer der größten und umfassendsten Künstlerwettbewerbe aller Zeiten begonnen. Vermittels eines außerordentlich sinnreichen, elaborierten und komplexen Verfahrens, das Meister César selbst nie ganz verstanden hatte, wurde von einem

.....
mache größere Häppchen, tauche sie in Milch, röste sie in Öl, übergieße sie mit Honig und serviere sie.« Das älteste deutschsprachige Rezept steht bereits in dem Buch von guter spyse aus dem 14. Jahrhundert, das im Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm zitiert wird: »snit denne aht snitten arme ritter und backe die in smalze niht zu trüge.« In einem

Gremium, das aus den renommiertesten Sachverständigen des ganzen Landes bestand, für jede Gattung jeder der Schönen Künste ihr vornehmster Vertreter ermittelt. Wie ehrenvoll dieser Wettbewerb war, konnte man leicht daran erkennen, daß dem Sieger keinerlei Prämie winkte. So etwas hätte das ganze Unternehmen in schier unerträglicher Weise profaniert – besudelt! Nein, der Sieger erhielt hier nur eines: Die unanfechtbare Feststellung, daß er auf seinem Gebiet der Beste war.

Und nach vier Jahren stand Meister César nun an der Spitze dieses Wettbewerbs ... – gemeinsam mit Benoit. Irgendwie war es diesem unverschämten Blender gelungen, die ansonsten wirklich sehr verständige und honorige Jury über die ganz offenkundigen Schwächen in seiner Arbeit hinwegzutäuschen. Das Schlimmste aber war, mit welcher Wurstigkeit er den Wettbewerb verhöhnzte und damit natürlich auch einen heimtückischen Angriff auf die Würde aller führte, die daran beteiligt waren – als Ausrichter, als Juroren, als Wettbewerber: Er nehme daran Teil, weil es ihm Freude mache zu sehen, mit welchen Methoden die Juroren seine Arbeiten mit denen der anderen verglichen, er male im Grunde aus Spaß am Malen und verfolge dabei keinerlei höhere Ziele, und wenn er morgen sein Augenlicht verlöre, dann würde er sich eben etwas suchen, das man auch blind machen könne – Bogenschießen solle da geeignet sein, habe er gehört. So ein Gaukler. Widerwärtig!

Und mit dieser Heimsuchung lag Meister César nun gleichauf. Kurz vor dem Erreichen seines Lebensziels hing alles von einem Bild ab, ein letztes Bild würde den Wettbewerb entscheiden.

Meister Césars Bild war fertig. Er hatte sich in dieses abgelegene Häuschen nahe seiner Heimatstadt im Süden der Provinz zurückgezogen, um ungestört arbeiten zu können. Ein sehr gutes Bild war es geworden, ausgesprochen ... gelungen. Von Benoit hatte man ihm berichtet, er sitze noch an verschiedenen Entwurfs-Skizzen; wenn er gut voran käme, würde er wahrscheinlich rechtzeitig fertig werden. Unglaublich.

Und wenn in zwei Wochen und einem Tag die Juroren das falsche Bild für das bessere erklären sollten, würde der beste Maler des Landes ein Mann sein, der der hohen, edlen Kunst der Malerei nicht den geringsten Respekt entgegenbrachte. Was für ein Albtraum. Dazu durfte es nicht kommen, und Meister César tat alles, um dafür zu sorgen, daß es nicht dazu kam.

Gestern hatte er bereits den ganzen Tag gefastet.

Manche Leute finden es lächerlich anzunehmen, ein Bild könne mehr sein als mehr oder weniger kunstvoll auf einen Untergrund aufgetragene Farbe. Sie würden niemals ernsthaft die Idee akzeptieren, einem Bild könne eine lebendige, düstere oder lichte, aber jedenfalls wirksame Kraft innewohnen. Und doch haben einige von diesen Leuten vielleicht schon einmal in einem Moment tiefster Verzweiflung, ganz allein, in der Fremde, den warmen Trost empfunden, den man spürt, wenn man ein Medaillon öffnet und das Gesicht eines geliebten Menschen einen anlächelt. Und einige von ihnen haben vielleicht schon einmal das Porträt eines Menschen zur Wand gedreht, wenn sie im Begriff waren, in ihrer wohlanständigen Stube etwas zu tun, das die abgebildete Person nicht sehen sollte.

Diese so gut wie vergessene Kraft der Bilder, von der der moderne Mensch bei solchen Gelegenheiten nur noch einen schwachen Schatten wahrnimmt, war zu anderen Zeiten, in anderen Zeitaltern, den Menschen eine Selbstverständlichkeit, an der sie so wenig zweifelten, wie wir daran zweifeln, daß ein paar unruhige Linien und Strichlein auf einem Fetzen Papier ein Liebesgedicht sein können, das ein Herz zu berühren vermag.

Meister César kannte diese Kraft. Die vergangenen Tage hatte er damit verbracht, noch etwas anderes zu malen. Er arbeitete in tiefster Konzentration, mit wahrer Hingabe, oft in Trance. Alles, was an ihm Maler war, gab er in die Arbeit hinein, sein ganzes Können, sein ganzes Wissen, sein ganzes Sehen, seinen ganzen künstlerischen Ehrgeiz. Und was er malte, war das Gesicht von Benoit. Er malte nicht ein Bild von Benoit. Er

deutschen Kochbuch werden sie 1691 Gueldene Schnitten genannt. Valerius Herberger nennt schon im Jahr 1601 Arme Ritter redensartlich: arme Ritter backen und Kümmerling schmelzen (siehe Magnalia Dei, oder die großen Thaten Gottes).
// International: Ähnliche (teils auch pikante) Gerichte sind in vielen Ländern bekannt; so zum Beispiel in England

malte Benoit. Sein gesamtes Bewußtsein richtete er darauf, daß vor ihm auf der Leinwand Benoit erstand.

Und er spürte, wie ihm die Arbeit gelang.

Kurz vor Mitternacht war er fertig. Jetzt fehlte nur noch ein letzter Schritt.

Meister César stieg die Leiter zu einem der beiden großen Dachfenster hinauf. Dort klemmte im Holz des Rahmens ein gläsernes Fläschchen mit einer milchigen silbrig-weißen Flüssigkeit darin. Er hatte es an den vergangenen Abenden immer nach Sonnenuntergang hinaufgebracht und vor Sonnenaufgang wieder in einem Schränkchen verschlossen. So war es nun getränkt von mehreren Nächten Mondlicht. Heute Nacht war Vollmond.

Meister César nahm das Fläschchen an sich, schloß auch hier die Läden, stieg die Leiter hinunter und setzte sich an den Tisch vor Benoit. Nur eine einzige Kerze beleuchtete mit ihrem schwachen, unsteten Schein die beiden Gesichter. Meister César öffnete die Flasche, nahm zwei feine, weiche Pinsel vom Tisch, einen in die linke, einen in die rechte Hand, tauchte sie nacheinander in die Flüssigkeit und strich sie vorsichtig am Flaschenhals ab. Dann streckte er langsam die Arme aus.

Nur bis Neumond, dachte er, nur für zwei Wochen.

Die beiden Pinsel näherten sich Benoits Augen. Als sie sie fast erreicht hatten, blies Meister César die Kerze aus.

Er wollte nicht, daß irgendwer zusah.

Und er brauchte dafür kein Licht. –

Eine Weile blieb er noch so sitzen, in vollkommener Dunkelheit, dann legte er die Arme auf den Tisch, den Kopf auf die Arme und schlief ein. Er träumte von Afrika. Als junger Mann hatte er den Kontinent bereist, viel gelernt, viel gemalt. Einmal war er dabei gewesen, als eine Gruppe einheimischer Jäger eine Antilope erlegte: Am frühen Morgen malten sie sie schweigend in den

Sand. Dann warteten sie, bis der erste Sonnenstrahl auf sie fiel und schossen ihr in demselben Moment einen Pfeil in den Hals. Damit war sie getötet, und die Männer gingen in den Wald, die bereits getane Tat nachzuvollziehen. Bald darauf kamen sie mit dem Tier zurück. Meister César hatte das tief beeindruckt. Er träumte oft von den Jägern und hatte dabei immer etwas Angst vor ihnen.

Als Meister César später erwachte, stand er etwas mühsam aus seiner unbequemen Haltung auf und machte ein paar steife Schritte durch den noch immer komplett abgedunkelten Raum zur Tür. Er öffnete sie und wunderte sich einen Moment lang darüber, daß die Vögel so munter sangen, obwohl es noch stockfinster war. Dann begriff er, was passiert war. Und während die Morgensonne ihm freundlich aufs Gesicht schien, ahnte er allmählich auch, wie es passiert war.

Yvettes Mutter war auf vieles gefaßt gewesen, als sie sich an diesem Morgen zusammen mit ihrer Tochter auf den Weg zu Meister Césars Haus gemacht hatte. Daß er bei ihrer Ankunft lächelnd auf der Schwelle seiner Haustür saß, etwas unsicher den Kopf in ihre Richtung wandte, als ihre Schritte sich ihm näherten, und sich mit einem herzlichen Guten Morgen erkundigte, wer ihn da besuchen komme, traf sie völlig unvorbereitet.

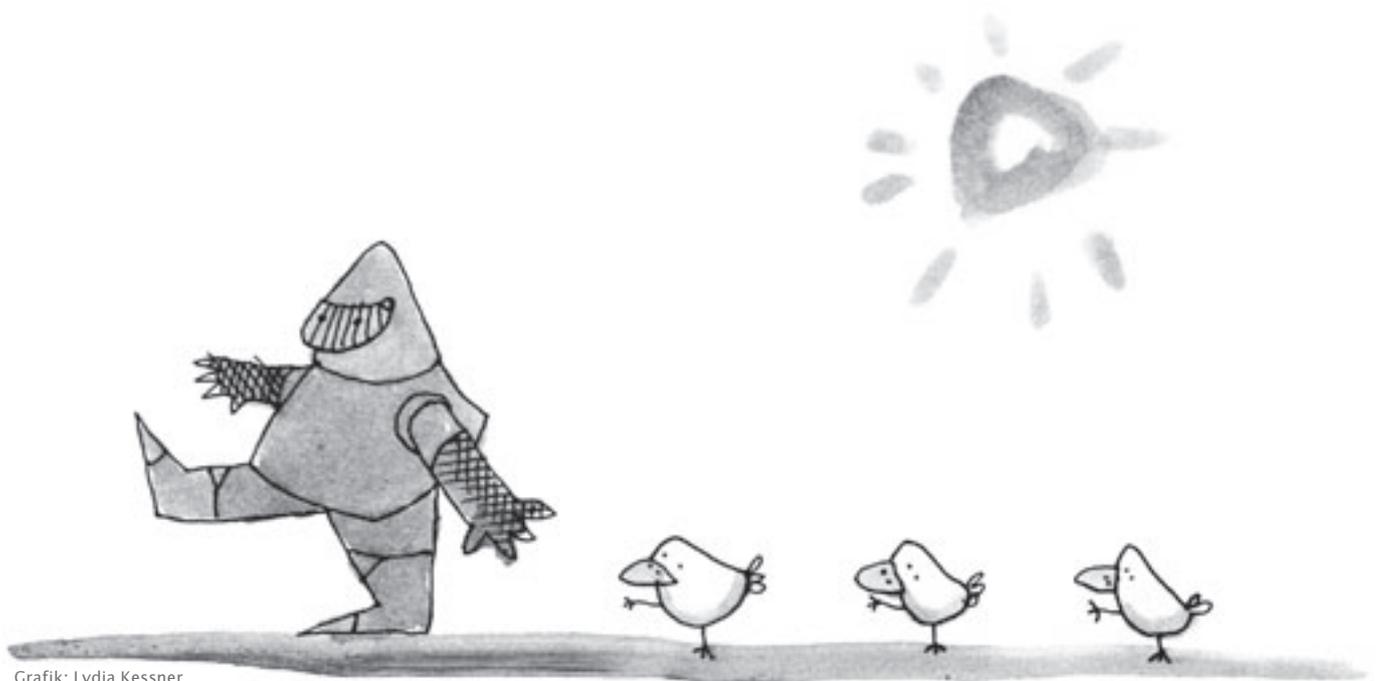
Nachtrag: Benoit hat den Wettbewerb nicht gewonnen. Einer seiner Freunde brach, kurz bevor sein Bild fertig war, zu einer Weltumsegelung auf, deren Abreisetermin durchaus nicht verschoben werden konnte, und lud Benoit ein mitzukommen.

Da konnte er nicht widerstehen.

Man muß das Phänomen der »psychogenen Sehstörung« nicht unbedingt kennen, aber sehen Sie sich doch mal auf YouTube den »Egal Song« an.

.....

(Poor Knights of Windsor), den USA (French Toast), Frankreich (pain perdu), Rußland (grenki), Spanien (torrijas), Finnland (köyhät ritarit), Ungarn (»bundás kenyér«), Türkei (»ekmek kızartması«) und Holland (wentelteefje). In Altbayern und Österreich – gefüllt mit Zwetschgen, Powidl oder auch Hirn – heißen sie Pavesen (mundartlich Bavesen, Bovesen)



Grafik: Lydia Kessner

armer ritter.

Von Katja Nohr

zieht hinab in den Sand um
ohne Blick ohne Ziel
dessen Suche blind geraten
armer Ritter beflissen

nichts Falsches klebt
an wunden Händen über
er gibt nicht Laut damit
nur das Pferd hört seine

Schritte auf dem rauhen
Plaster hält sich fest an
Windmühlengeklapper das vorgibt
eine Erlösung kein Vorortzug

rollt kein Auto hupt in den
Gassen zerrissen Hemd
Ketten gezogen verbogen
spröde mit dumpfer Stimme

Ein Gruß in einem Hauseingang
Regen *kommentierte Natur*
Regen tropft vom Helm
Regen der Fuß schmerzt

die Brust ein Ozean schickt seine Wellen
kein Schlager lockt aus dem
Radio die Liebste ist fern
zwischen den Steinen
fängt der Hunger sich

.....

und in der Schweiz – ungefüllt – Fotzelschnitten. In Portugal sind die Armen Ritter ein traditionelles Weihnachtsgebäck, das Heiligabend und über die Weihnachtstage genossen wird, sie werden rabanadas genannt. Sie werden mit Milch und Ei zubereitet und mit Zucker und Zimt bestreut, sie können auch, mit Wein, Tee oder Wasser getränkt, frittiert und mit

ultimo.

Von Andreas Gelbhaar

Später wird der Polizeisprecher von einem mißglückten Einsatz sprechen. Der finale Rettungsschuß, wird er zur besten Sendezeit in die Kameras sagen, wäre frühzeitig möglich gewesen. Der Beamte habe leider einen Moment zu lange gezögert. Ein Disziplinarverfahren, so der Polizeisprecher weiter, schließe er deshalb nicht aus. Immerhin sei der finale Rettungsschuß als ultima ratio heutzutage zulässig, ja verpflichtend, soweit eine Anordnung eines Weisungsberechtigten vorläge. Diesen Befehl habe es eindeutig gegeben. Der Kopf des späteren Mörders sei für circa drei Minuten im Fenster des 1. Stockes erschienen, und der Einsatzleiter habe mehrmals den Beamten angeschrien: Schieß, schieß! Das Schlimmste hätte also verhindert werden können, aber wie schon gesagt, leider ... Dazu müsse man wissen, daß der Kopf ein perfektes Ziel abgebe. Denn oft glaube der Laie, die unmittelbare Handlungsunfähigkeit eines Täters, die sogenannte »Mannstoppwirkung«, sei durch einen Schuß in Leber, Nieren oder Herz herzustellen. Dies sei mitnichten so. Ausschließlich ein Ausschalten des zentralen Nervensystems, also ein Treffer in das Klein- oder Stammhirn, sei dazu geeignet. Da der Beamte eigentlich für seine ruhige Hand und seine starken Nerven bekannt sei, könne er sich das Ganze nur durch die Streßsituation, in der sich alle Beteiligten befunden hätten, erklären. Er danke für die Aufmerksamkeit und bitte, den abschließenden Bericht abzuwarten. Den Ruf eines Journalisten einer überregionalen Zeitung, ob denn der finale Rettungsschuß nicht das Grundrecht auf Leben einschränke und daher ohnehin sehr umstritten sei, ignorierte er einfach und verschwand durch die sich automatisch öffnende Tür des Polizeipräsidiums.

Später wird Helmut Kruse, seines Zeichens innenpolitischer Sprecher, eine offizielle Erklärung aller Parteien des Landtages verlesen. Sie alle, so Kruse, verabscheuten diese Tat aufs Tiefste. Über alle Parteigrenzen hinweg verbinde sie das Mitgefühl mit den Hinterbliebenen. Alle Meinungsverschiedenheiten der

Tagespolitik träten angesichts dieser Tragödie in den Hintergrund. Man müsse nun den Dialog suchen, wie in Zukunft solche Wahnsinnstaten verhindert werden könnten. Seine Partei sei dazu jedenfalls bereit und bestens aufgestellt. Trotz der schweren Stunde müsse er aber darauf verweisen, daß die Vorgängerregierung zumindest eine moralische Schuld auf sich geladen habe. Immerhin habe sie es zu verantworten, daß damals, gegen die Stimmen seiner Partei, dieses Sparpaket geschnürt wurde. Hier wurde am falschen Ende gespart. Man bräuchte endlich eine Vernetzung aller zuständigen Stellen mit der Polizei, ebenso wie eine zentrale Anlaufstelle, bei der der aufmerksame Bürger Verdächtige melden könne. Weiter wolle er hier nur solche Dinge nennen, wie die Datenvorratsspeicherung, das Abhören und Abgleichen von Telefonaten und Internetverbindungen sowie ständig vor Ort patrouillierende Sicherheitsdienste. Auch Metalldetektoren an den Eingängen wären eine Option. So wäre es dem Täter zum Beispiel unmöglich gewesen, die zwei Pistolen, die er in seinem Rucksack mit sich führte, unbemerkt ins Gebäude zu bringen. Er danke.

Später wird der bekannte Diplom-Psychologe Dr. Rainald Wiesentreu in seiner abendlichen Talkshow erklären, daß es für solche Taten immer Warnsignale gäbe. Solche Taten seien der Endpunkt eines Weges mit vielen Stufen, nie eine impulsive Handlung, auch wenn das so aussähe. Am Anfang stehe eine Krise, das sei nun mal so. Aber auch immer Gefühle von Ausweglosigkeit und Verzweiflung. Danach fange der Täter an, sich mit Gewalttaten im Allgemeinen zu beschäftigen, beschaffe sich Literatur und Videos zu diesem Thema, höre Musik, die er sonst nicht gehört habe. Das habe er übrigens schon vor Jahren in seinem Buch »Die Lust am Töten« anschaulich erläutert. Der Wortmeldung der anwesenden Rechtsexpertin Frau Sybille Donnerbusch, daß, wenn dem so sei, solche Taten ja jederzeit verhindert werden könnten, man müsse ja nur Augen und Ohren offen halten, und daß ihr das alles viel zu

Zucker und Zimt bestreut werden. Anstatt mit Zucker und Zimt bestreut zu werden, können sie auch mit einer Sauce von Zucker, Zimt, Wasser und Portwein begossen werden. In Spanien sind die Torrijas – vor allem aufgrund ihres hohen Sättigungswertes – eine traditionelle Süßspeise der Fastenzeit. Die altbackenen Brotscheiben werden zunächst in

kurz greife und einfach erscheine, läßt Dr. Wiesentreu eine etwas zu lange Pause folgen, wie er selber findet. Dann antwortet er im gewohnten Stil, daß er schon wisse, wovon er rede. Schließlich beschäftigt er sich schon sein halbes Berufsleben damit. Natürlich gäbe er ihr recht, daß schon ein geschulter Intellekt und, ja auch das, ein gewisser Instinkt dazu gehöre, die Warnsignale zu bemerken und zu deuten. Aber möglich sei das schon! Dann solle er doch einmal sagen, worauf das Umfeld achten müsse, wirft Frau König stockend ein, die man nur eingeladen hatte, weil ihr Geschäft für Modeschmuck und Accessoires in Sichtweite des Tatortes liegt und sie beinahe Augenzeugin geworden wäre.

Nun, wie er eben schon ausgeführt habe, wäre zuerst die Krise. Das könne eine enttäuschte Liebe, eine Zurückweisung oder aber auch eine Überforderung jeglicher Art sein, sagt Dr. Wiesentreu. Ja, er habe sogar schon potentielle Täter therapiert, die über eine permanente Unterforderung geklagt hätten. Selbst dies wäre möglich. Dann fange der Täter immer an, sich ganz konkret mit der Gewalttat zu beschäftigen, mache Skizzen und Pläne. Oft tauche der Täter in eine Phantasiewelt ab. Hierzu komme ein gewisser Tunnelblick. Der Täter nehme einfach nichts anderes mehr wahr. In diesem Stadium gäbe es meistens schon Andeutungen von Seiten des Täters, die kurz darauf noch konkretisiert würden. Ja, der Täter verrate sich immer durch seine Kommunikation. Die Psychologen sprächen hier von »Leaking«, bei dem Informationen über eine innere Beschäftigung mit einer Gewalttat nach außen drängen. Letztendlich müsse sich der Täter natürlich auch eine Waffe besorgen, was hierzulande ja gar nicht so einfach wäre, und er verabschiede sich von Freunden und Bekannten. Dies alles seien genügend Signale, man müsse nur genau hinsehen.

Zum Schluß wird Dr. Rainald Wiesentreu seinen Gästen danken und versprechen, angesichts des augenscheinlichen Gesprächsbedarfs, auch seine nächste Talkshow diesem Thema zu widmen.

Später wird der Kriminalhistoriker Hartmann in einem Zeitungsinterview erläutern, daß die Medien nicht ganz schuldlos an solcherlei Taten seien (woraufhin die größte Boulevardzeitung des Landes mit einer Unterlassungsklage droht, falls er weiter solch einen Unsinn verbreite). Denn oft sei es so, daß die Berichterstattung in den Medien einfach zu viele Details nenne. Dies führe dazu, daß die Tat und der Täter ikonisiert würden. Das wiederum motiviere potentielle Täter. Auch spielten Jahrestage eine große Rolle. Er spreche in diesem Zusammenhang von einem Nachahmereffekt. Als Beispiel nenne er hier gerne Goethes *Werther*. Hätte Goethe damals geahnt, daß nach Erscheinen seines Briefromans eine Selbstmordwelle das Land überziehe, hätte er das Ende seines Protagonisten sicherlich anders gestaltet, so Hartmann. Daran sehe man doch eindeutig, daß es zwischen Berichterstattung – ob fiktiv oder real – und Tat einen Zusammenhang gäbe. Nein, es müsse in der Öffentlichkeit ganz klar gesagt werden, daß der Täter ein Mörder und Verlierer und aus dem sozialen Gefüge herausgerutscht sei.

Später wird das vorläufige Obduktionsergebnis veröffentlicht werden. Darin wird es heißen, daß der Tod um 14 Uhr eintrat. Eine Fremdtötung sei definitiv auszuschließen. Zwar habe der Täter einen glatten Oberarmdurchschuß aus einer Polizeiwaffe erhalten, doch dieser habe nicht zum Tod geführt. Vielmehr habe sich der Täter durch einen Schuß in den Mund selbst gerichtet. Das Kaliber des Projektils betrage neun Millimeter. Dabei sei ein Teil der hinteren Schädeldecke weggesprengt worden. Trotz dieser schwierigen Beweislage habe die Untersuchung des Gehirns des Täters keinen pathologischen Befund ergeben. Es könne also davon ausgegangen werden, daß er im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte gewesen sei. Auf jeden Fall habe der Täter am Morgen des Tattages noch gefrühstückt, das gehe aus dem Mageninhalt eindeutig hervor.

Später wird ein ehemaliger Freund des Täters eine vierstellige Summe dafür erhalten, daß er einer Zeitung

mit Zucker gesüßter und mit Zimt aromatisierter Milch eingeweicht, danach in leicht geschlagenem Ei gewendet und schließlich in einer Pfanne gebraten. Zum Schluß werden sie in Weißwein, einem süßen Wein oder Likör getränkt und mit einer Mischung aus Wasser und Honig beträufelt. In den USA gehört French Toast zu den gängigen Bestandteilen

Details aus dem Leben des Täters berichtet. Der Jan-Eric habe zum Beispiel lieber nächtelang an einem See gesessen und geangelt, so Sven O., während die geilsten Parties abliefen. Schon da hätten sie alle gedacht, daß der doch nicht ganz normal sei.

Später wird in der größten Kirche der Stadt ein Gedenkgottesdienst abgehalten werden. Auf dem Altar werden sieben Kerzen brennen. Er wolle nicht, wird Pastor Rinn sagen, von den unergründlichen Wegen Gottes sprechen. Denn in Stunden wie dieser falle es vielen schwer, überhaupt an einen gerechten Gott zu glauben. Und doch habe man keine andere Wahl, als auf die Hoffnung zu setzen. Deshalb möchte er allen hier Versammelten den Psalm 73,23 zurufen: Dennoch bleibe ich stets bei dir, denn du hältst mich bei meiner rechten Hand.

Später werden die Eltern der Opfer psychologisch betreut werden.

Später werden die Eltern des Täters an einen geheimen Ort gebracht und psychologisch betreut werden.

Irma S. ist überrascht, als es frühmorgens an ihrer Tür klingelt. Sie wirft sich schnell ihren Morgenmantel über und öffnet. Das sei ja eine Freude, sagt sie, als sie Jan-Eric sieht. Ob denn etwas passiert sei und ob er denn nicht in die Schule müsse, fragt sie ihren Enkel. Nein, nichts sei passiert, sagt Jan-Eric, und in die Schule gehe er ja gleich. Er wolle sie nur einmal besuchen, das habe er ja schon lange nicht mehr gemacht. Ja, das habe er lange nicht mehr gemacht, sagt Irma S., und ob er denn etwas frühstücken wolle. Sie könne ihm doch »Arme Ritter« machen, die habe er doch als Kind immer gemocht. Das wäre cool, sagt Jan-Eric.

Nach dem Frühstück sitzen sie noch eine Weile schweigend am Küchentisch. Dann sagt Irma S., daß er ein lieber Junge sei, weil er seine Oma mal besuche, dabei streicht sie ihm übers Haar. Nun laß doch, Oma, sagt Jan-Eric, und streicht seine Haare wieder glatt. Sie lachen beide.

Sie denke oft an die gemeinsamen Urlaube, als er noch klein war, sagt Irma S. auch noch.

Er denke auch oft daran, sagt Jan-Eric, und daß es ihm leid tue.

Was denn, will Irma S. wissen.

Na ... Eben alles, sagt Jan-Eric.

Dann nimmt er seinen Rucksack und geht.

eines ausgedehnten Frühstücks. Üblicherweise wird er mit Butter und Ahornsirup serviert. In Ungarn heißt diese Speise Bundáskenyér, d. h. Brot in Pelz, und wird meistens gesalzen gegessen. Allein mit Tee zum Frühstück, oder als Beilage zu Gemüse, wie z. B. Spinat. // **Varianten:** Ähnlich kann das Gericht als Semmel-Auflauf beispielsweise mit geriebener

armer ritter.

Von Johanna Schuhmacher

Brutzelbraun gebrannt
liegst du vor mir, schutzlos
in deiner rostfreien Edelstahlrüstung
verwegen Flagge zeigend.

Verführerisch duftender Held
auf Mission Impossible –
als du mich wolltest,
war Appetit nur, nicht Hunger.

.....

Zitrone, Vanille, Rosinen, Korinthen und Obst in einer Auflaufform gebacken werden, mit geriebenen Semmeln, Zimtzucker und Butterflocken bedeckt; der gebackene Auflauf kann wiederum in Scheiben geschnitten und in Butter gebraten werden und wird dann mit Obstkompott oder -saft serviert. Eine Variante ist die Versoffene Jungfrau, bei der die

freivogel.

Von Uschi Schmidt

Du fragtest mich, was ich will, und ich wußte nicht: Meintest du in Bezug auf dich oder vom Leben oder allgemein, und habe nur »einen Kaffee« gesagt. Du hast mir die Falle gestellt. So wie dieser Satz im Nichts hing, hätte ich alles sagen können und alles wäre doch falsch gewesen, weil es eben deine Falle war, damit es aussieht, als wüßte ich nicht, was ich will. Dann fragte ich dich, was du willst, und du wußtest genau: Ich meinte in Bezug auf mich, doch du tatest, als dächtest du, ich meinte vom Leben und allgemein, und du hast geantwortet – nackt auf dem Bett mit dem schartigen Rücken zu mir hast du geantwortet: Drei Kinder, zwei Söhne, einer, der die Menschen anführt, und einer, der ins All fliegt, und eine Tochter, so schön, daß man die Verehrer mit einem Stock von ihr fern halten muß. Da war ich stumm und dachte, daß das doch wie aus einem kitschigen Countrysong ist oder Schlimmeres, und dachte, was das soll, daß das Mädchen nur schön sein müsse und sonst nichts, und warum nicht auch, verdammt noch mal, das Mädchen die Menschen anführen oder ins All fliegen kann, warum?

Sehr viel später schriebs du für alle lesbar mitten in die Welt ein paar Zeilen und ich wußte, daß es Freebird war, der Song, und nicht deine eigenen Gedanken. Obwohl es alle lesen konnten, ahnte ich doch, daß es nur an mich gerichtet war, mehr noch, daß

du dich mal wieder mit Jack Daniel oder Jim Beam verbrüderst hattest und daß ihr zusammen Lynyrd-Skynyrd-Songs gegrölt habt, nachts um vier im frostigen Finnland, und euch »Brüder gehen vor Bräute« geschworen habt. Du hältst dich also für Freebird, der der Liebe Lebewohl sagt und dann frei in die Welt fliegt, den man nicht ändern oder aufhalten kann, und ich denke mir nur: Verdammt noch mal, das ist doch die Hymne der Männer, die sich nachts heimlich davonmachen wie streunende Köter, dabei angeblich nur Zigaretten holen, die mit der Verwandtschaft zerstritten sind und staunen, wenn an ihrem Geburtstag das Telefon schweigt, die Hymne jener feigen Hunde, die kalte Füße kriegen vorm Standesamt, die nicht da sind bei der Geburt ihres ersten Kindes. Und ich denke mir, daß so ein Vogelfreier sich doch darüber klar sein muß, daß man nicht durch die Welt fliegen und gleichzeitig zwei Helden großziehen kann, daß seine Jungs, bei deren Geburt er nicht dabei sein wird, weder die Menschen führen noch ins All fliegen werden, und daß die so schöne Tochter weinen wird, wenn ihr Geliebter vorm Standesamt kalte Füße kriegt, sie wird weinen und sich sagen, daß sie alle gleich sind, die Davonläufer und der Vater, den sie nicht kannte, der nicht da war, um diesen Hasenfuß mit einem Stock zu vertreiben.

Milch durch gewürzten Rotwein ersetzt wird. Eine weitere Variante ist der Blinde Fisch, der eher deftig zubereitet wird. Ähnlich sind auch der vor allem in Österreich und dem südlichen Bayern bekannte Scheiterhaufen und der im Südwesten Deutschlands sogenannte Ofenschlupfer. (Quelle: Wikipedia)

Das nächste hEFt erscheint am 2. Januar 2012

- » Offene Redaktion: 2. November, 19:30 Uhr, Weinstein Le Bar
- » hEFt-relieft am 28. Dezember
- » Redaktions- und Anzeigenschluß am 24. November
- » Kontakt: redaktion@heft-online.de
- » Thema: Verlorene Eier

hEFt sucht

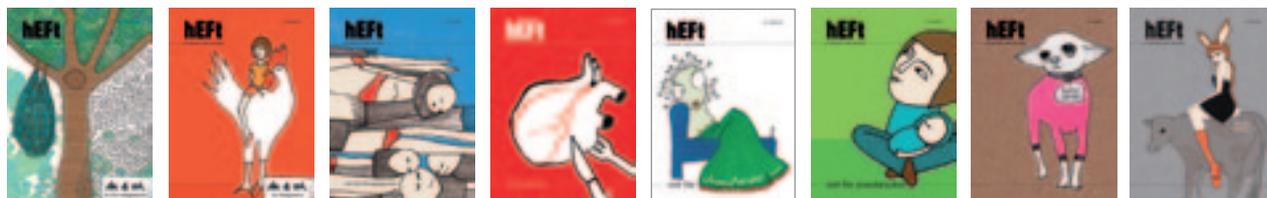
Das Thema der nächsten Ausgabe ist »Verlorene Eier«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 03 61 – 2 11 59 66.

- » Autor/innen
- » Zeichner/innen
- » Fotograf/innen

hEFt zum Mitnehmen

- » **Erfurt** Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Café Füchsen, Café Nerly, Café Tiko, Café Wildfang, Campus Hilgenfeld, Copy-Team, double b, Haus Dacheröden, Henner Sandwiches, Café Hilgenfeld, Klanggerüst, Kinoklub am Hirschlachufer, Krämerbrücke 25, Kunsthaus, Künstlerhaus geWERK, Opera Hostel, Peckham's, Radio F.R.E.I., RedRoXX, re4-hostel, Stadtgarten, Steinhaus/Engelsburg, Studentenclub UNI-k.u.m., Weinstein Le Bar, Waschsalon Schongang
- » **Weimar** ACC, mon ami
- » **Jena** Café Wagner, Kunsthof Jena
- » **Gotha** art der stadt, KommPottPora
- » **Greiz** Alte Papierfabrik
- » **Ilmenau** TU-Campus
- » **Saalfeld** SRB Offener Kanal

hEFte zum Herunterladen unter www.heft-online.de



» Autor/innenverzeichnis

» JESSY ASMUS, Jg. 1987, wohnt in Erfurt und studiert in Weimar Visuelle Kommunikation, dieschwarzegans.wordpress.com » ANDREAS BAUER, Grafiker, Erfurt » TILL BENDER, Autor und Drehbuchschreiber, Bremen » FRANK DIEHN Jg. 1976, quErfurt, fOtodEsiGn & gRafik, www.frankon.de » ANDREAS GELBHAAR, Jg. 1960, geb. in Erfurt, zur Zeit Exil-Erfurter, lebend in Nienburg/Weser » REINHARD HUCKE, Jg. 1976, Medienwissenschaftler und Rundfunkredakteur u.a. bei Radio Funkwerk, Erfurt » LYDIA KESSNER, feischaffende Grafikdesignerin und Illustratorin, Mitglied der Illustratoren-Gruppe ILLUMAT, lebt in Weimar, www.lydia-kessner.de » STEVE KUSSIN, Jg. 1984, studiert Soziologie und Angewandte Ethik in Jena » PETER LAUENSTEINER, Erfurt » MARIA LUISA LEYPOLD, Jg. 1995, Schülerin, lebt in Erfurt » GERT MOTHES, Jg. 1958, Fotograf, Leipzig » PAUL-RUBEN MUNDTHAL, einer von wenigen Mecklenburgern in Erfurt, fotografiert und studiert an der Bauhaus-Uni Weimar Medienkunst, www.ausgangs.tk » KATJA NOHR, Jg. 1973, Studium der Germanistischen Literaturwissenschaften, Philosophie und Kunstgeschichte in Erfurt und Jena, lebt als freie Schriftstellerin in Berlin, nohr.katja@web.de » ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt » THOMAS PUTZ, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt » MICHEL RAAB, Diplom-Energievampir, beschäftigt sich beim Bildungskollektiv Biko mit Esoterik und Verschwörungstheorien » RALF RUDOLFF, Weingeist und Küchenschwabe » ULF SALZMANN, Jg. 1976, Architekt und Zeichner, Weimar, www.flausen.net » USCHI SCHMIDT, geboren 1984 in Erfurt, lebt und schreibt in Jena » JOHANNA SCHUHMACHER, Erfurt » STEFAN SCHÜTZ, Jg. 1964, Lyriker, lebt in Erfurt » JOHANNES SMETTAN, F.R.E.I.er Sendungsmacher und Fotograf » SANDRUSCHKA (Sandra Uhlitzsch), lebt und arbeitet in Weimar, sandruschka.blogspot.com » DIRK TESCHNER, Klub 500, Journalist und Ausstellungsmacher, lebt in Berlin und Erfurt, www.kunsthau-erfurt.de, www.klub-500.de » JOHN WEIDE, viel aufm Herzen. Nix aufm Kasten, der Musik und der Lyrik gleichermaßen » KRISTIN VARDI, Jg. 1983, studiert MA Geschichte 20. Jh, lebte 1 Jahr in israel und schreibt fuer Novo, lebt jetzt in Leipzig » STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter » FRANZISKA WILHELM, Jg. 1981, Autorin und Poetry Slammerin, lebt in Leipzig, www.franziska-wilhelm.de » STEFFI WINKLER, Jg. 1978, Designerin, Erfurt, www.winklerin.de » KERSTIN WÖLKE, Jg. 1974, Erfurt

.....

..... winklein.de